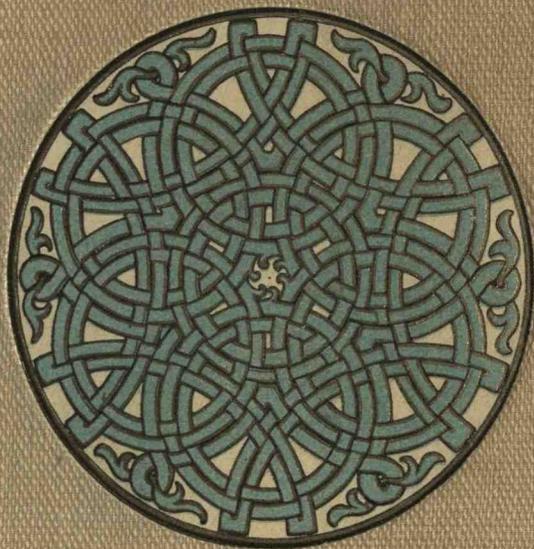


DER



PANDUR

BAND 2

BUCURA DUMBRAVA



BIBLIOTECA CENTRALA
UNIVERSITARA
Bucuresti

Cota I 147598
Inventar 780944

Wogenbrecher

Roman-Zyklus
aus der Geschichte Rumäniens

von

Bucura Dumbrava

Motto: Hic sunt leones

Zweite Abteilung
Der Pandur



Regensburg
W. Wunderling's Hofbuchbandlung

B3 27098
G 3178

Der Pandur

Geschichte des Rumänischen
Volksaufstandes im Jahre 1821

Roman

von

Bucura Dumbrava

Zweiter Band



Regensburg
W. Wunderling's Hofbuchhandlung

Biblioteca Centrală Universitară
BUCUREȘTI
I 147598
Inventar 780944

Re 58/12

Das Buch ist Eigentum der
Bibliothek des Landesarchivs
Regensburgs im Jahre 1821

Verkauf des Buches ist
verboten

Copyright 1912 by W. Wunderling, Ratisbon.
Alle Rechte vorbehalten.

B.C.U. "Carol I" Bucuresti



C780944

Druck von Heinrich Schiele, Graphische Kunstanstalt
Regensburg.

BIBLIOTECA PERSONALĂ
PROF. BANU ION

Der Pandur

II. Band



I.

Seitdem der sagenhafte Hirt Bucur sie am urwald=bestandenen Ufer der Dimbovița gegründet, war der Stadt Bukarest kein Ungemach fremd geblieben. Gewaltige Erdbeben, Feuersbrünste, Überschwemmungen, Seuchen, feindliche Überfälle und Besatzungen hatten sie oft verheert. Von einem Schicksalschlag zum anderen aber, während der längeren oder kürzeren Ruhepausen, die der Einwohnerschaft gegönnt waren, erwachte ihre Lebenslust und Freudengier immer stärker, so daß der Leichtsinn mit der Zahl der Prüfungen wuchs, zumal seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, als Bukarest zur Hauptstadt des Rumänischen Landes ward, weil die Türken den Wojwoden das Residieren in der alten, den Bergen nahen Beste Tergowischtea nicht mehr gestatteten. Im flachgelegenen Fürstensitz an der Dimbovița war das Troßen gegen den furchtbaren Feind, vor dem ganz Europa zitterte, schwer, und als die Fanarioten auf den Thron kamen, wurde es ein Ding der Unmöglichkeit. Drum ward man in Bukarest leichtsinnig und fatalistisch zugleich, und von der einstigen Tapferkeit fand sich fast keine Spur mehr in den Bewohnern. Man spielte, tanzte und verjubelte sein Dasein bis der Schrecken hereinbrach, dann stob alles, was über genügende Mittel dazu verfügte, auf und davon, und nur das geringe Volk blieb in Angst und Not zurück.

Erregt verfolgte es jetzt von seinem Beobachtungsposten, der Straße, die Anzeichen der herannahenden Katastrophe.

Es schneite und regnete abwechselnd, und die Verkehrsadern der Hauptstadt glichen tiefen, spiegelnden Flüssen von Morast, sowohl die Nebengassen als die „überbrückten“ großen Straßen, auf denen Fahren und Reiten gefährlich war, da man seit mehr denn zwei Jahren, während der ganzen Raubregierung des Alexander Souhos, die Balkenwege nicht ausgebessert und das dazu herbeigeschaffte Holz theils hatte stehlen, theils auf dem Lagerplatz hatte vermorschen lassen. In der Leipzigerstraße wurden immer mehr Kaufläden geschlossen, unterdessen sich in den gewölbten Kellern der großen Hane Warenballen, Kisten und Truhen anhäuferten, die von den Kaufleuten dorthin in Sicherheit gebracht wurden. Reitende Boten sprengten von einem Konsulat zum anderen. In den Divan fahrend, oder um sich mit Freunden zu beraten, jagten die Bojaren in ihren Kaleschen durch den hochaufsprühenden Straßenkot daher.

Unter den zahlreichen Gefährten fiel besonders eine ganz vergoldete Karosse auf, darin jedoch kein Großbojar mit langem Bart und riesigem Tschük saß, sondern der Kaufmann Stefan Baltarék, dem ein verschuldeter Kunde diesen Prunkwagen überlassen hatte. Mehrere Herren hatten ihn zu sich beschieden. Baltarék ahnte unschwer, was sie von ihm wollten, und als sie ihn mit ausgesuchter Freundlichkeit, die fast gar nicht mehr nach Herablassung schmeckte, empfangen, ihn „Basch-Bojar“ — Großbojar — nannten und es nicht litten, daß der Kaufmann den Saum ihrer Kastrane an die Lippen führte, sagte er mit einem launigen Zwinkern seiner braunen Augen: „Dé,

dies ist alles schön und recht, Ihr gnädigen Gebieter, nur küssen, wie Ihr gern möchtet, könnt Ihr mich nicht!" Die Großbojaren küßten einander nämlich auf den Bart, den sich außer ihnen niemand stehen lassen durfte.

Einer klopfte Baltarék auf die Schulter: „Immer zum Spaßen gelaunt, Kir Stefan! Das beweist eben, daß du, auch ohne Bart, mächtiger bist als wir!"

Nun wußte der Kaufmann ganz genau, daß sie große Summen von ihm zu leihen gedachten, um sich auf und davon zu machen.

„Mächtig," sagte er, der Einladung des Hausherrn folgend, indem er auf dem Divan Platz nahm, anstatt, wie es sich für ihn in so hoher Gesellschaft geziemt hätte, ehrfurchtsvoll auf der äußersten Ecke eines Stuhles zu sitzen, „mächtig könnte heutzutage nur derjenige sein, der Reichtümer besäße. Wer aber hat noch Geld hier zu Lande? Das frage ich euch, erlauchte Herren! Und solltet Ihr es nicht wissen, so will ich euch sagen, daß wir Großkaufleute gerade am aller schlimmsten daran sind, denn wir laufen samt und sonders noch nach den hohen Summen, die uns der verewigte Wojwode Alexander Soukos schuldet."

„Heiliger Gott!" rief der Hausherr, „wir haben gestern im Staatsschatzamt, — wo es eben so viel Geld gibt als Haare auf meiner flachen Hand! — ausgerechnet, daß der Wojwode Soukos während seiner zweijährigen Regierung achtundzwanzig Millionen sechsmalshundert-siebenundfünfzigtausend Piaster eingenommen hat!"

„Von denen wir Gläubiger nicht eine Para zu sehen bekommen," sagte Baltarék, „und vom Hauptmann Sawa habe ich gehört, daß sein Gönner, der neuernannte Fürst

Kallimafi, mit der Würde auch Souzós' Schulden hat übernehmen müssen."

Einer der Anwesenden brach in Verwünschungen gegen die Niederträchtigkeit der Fanarioten und die Stockdummheit der Rumänen aus. „Zum prügeln sind wir, zum prügeln!“ schrie er. „Haben nichts Klügeres zu tun gewußt, als das letzte Geld, das in Bukarest noch aufzutreiben war, diesem Erzschelm und Dieb, dem Constantin Samurkásch, bedingungslos zu übergeben! Was hat er damit in Craiova gemacht? Kommt zurück und findet den Divan mit leerem Gerede ab, und der elende Räuber und Rebell, der Tudor Vladimiresku, rückt uns jetzt auf den Leib, während der Ipsilanti von anderer Seite heranzieht! Wer unterstützt eigentlich diese Leute? Würden ein gemeiner Bauer, wie Vladimiresku, und ein junger Fant, wie Ipsilanti, es wagen, Aufstände anzuzetteln, wenn nicht irgend eine Großmacht dahinter stäke? Off! off! verraten und verkauft ist das arme Land! Sir Stefan, du wirst dich erbarmen, wirst uns nicht in dieser Gefahr umkommen lassen?!"

Fast ohne sich mehr die Mühe zu geben, seine Verachtung zu verbergen, sah Baltarék auf den fassungslosen Bojaren. „Erlauchter Herr," sagte er achselzuckend, „auch ich schwebe in derselben Gefahr."

„Laß doch die diplomatischen Redensarten, Bruder!" rief der andere, „wir alle wissen, daß du einen mächtigen Freund hast, auf den du rechnen kannst, den Achmed-Pascha von Silistra. Kommt der mit türkischen Truppen ins Land, — was bei so unerhörten Ereignissen unfehlbar geschehen wird, — und läßt er auch alles niedermeßeln, dich wird er verschonen, weil er dich liebt. Du

darfst also nicht von Gefahr sprechen. Was uns droht, kann dir nicht widerfahren.“

Die Wojaren waren überzeugt, daß Baltarék, der Bankier und Intimus Achmed-Pascha's, der ihm Pelze, Seidenstoffe und Juwelen lieferte, deren ein türkischer Großwürdenträger zahllose zu Geschenkzwecken bedurfte, weil seine Stellung ganz auf dem Badschischsystem fußte, daß Baltarék genau davon unterrichtet sei, ob und wann osmanische Truppen die Donau überschreiten würden. Doch blieben ihre Versuche, darüber etwas zu erfahren, erfolglos. Kir Stefan ließ sich nur wenig Geld und gar keine politischen Neuigkeiten abschmeicheln. Was die letzteren anbetraf, verwies er die Wojaren auf die Konsuln und fuhr dann, gefolgt von den Verwünschungen, die ihm die Herren, als er bereits draußen war, nachsandten, in seiner goldenen Kutsche davon.

Daß die Konsuln ebensowenig wie sie wußten, was die nächsten Tage bringen würden, war den Wojaren bekannt. Nur von Pini vermutete man, daß er in alles eingeweiht sei. Pini aber hüllte sich in Schweigen.

Sackenau war wütender denn je auf den Russen und fuhr zu seinem Freund, dem Ban Grigori Brancovan, um ihm sein Herz auszuschütten.

„Mein lieber Herr von Brancovan,“ sagte er, „der Pini hält einen wahrhaftig zum Narren! Wie ihm der Divan vorgeschlagen hat, türkische Truppen gegen den oltenischen Aufstand ins Land zu rufen, hat er's verboten, weil das einem Traktatbruch Rußland gegenüber gleich käme. Jetzt aber läßt er seine Sekretäre, den Leventis und den anderen parfümierten Kerl, den Domnando, ihre hetäristischen Umtriebe ungehindert ins Werk setzen! Seitdem der Ppsilanti im Anmarsch ist, sind die Griechen ja

wie verrückt und sprechen von der Eroberung Constantinopels, als wär' das eine Spielerei für sie. Ist das vielleicht kein Traktatbruch? Da sitzen die beiden Majestäten von Oesterreich und Rußland in Laibach und schließen eine Heilige Allianz, um den revolutionären Geist in Europa zu bekämpfen, und der russische Generalkonsul in der Walachei leistet allen Rebellen Vorschub! Das schönste bei der Sache aber ist, wie ich durch unseren Internuntius von Lüchow aus Constantinopel weiß, daß Strogonoff dort sowohl den Vladimiresku als den Ipsilanti desavouiert und der Pforte den Einmarsch türkischer Truppen in die Fürstentümer anrät. Bedeutet das nun tollste Eigenmächtigkeit des Pini oder höchste Perfidie des russischen Kabinetts? Jedenfalls ist's um den Verstand zu verlieren! Und ich will Ihnen was sagen, lieber Freund, wenn diese zwei Aufständischen, der Vladimiresku und der Ipsilanti, nach Bukarest kommen, und der Pini will's nicht verhindern und der Divan kann's nicht verhindern, so darf meines Bleibens hier nicht länger sein."

"Aber, beste Erzellenz" fiel der Ban ein.

Doch Hadenau fuhr fort: „Mein lieber Herr von Brancovan, ein Diktator würde meinen Aufenthalt hier schon zur Unmöglichkeit machen, denn ich bin bei der fürstlich walachischen Regierung akkreditiert und nicht beim ersten besten Umstürzler. Und jetzt kommen gar zwei auf einmal daher! Und wissen Sie, was man von dem Vladimiresku sagt? Aus einem Busch sei ein Baum geworden; er grünt in Oltenien, aber seine Wurzel wächst auf fremdem Boden. Wissen Sie auch, was das bedeutet? Er soll nämlich mit österreichischem Gelde zahlen, und es gibt Leute, die sich einbilden, daß ihn Oesterreich unter-

stürzt! Verzeihen Sie mir, aber da könnt' doch gleich ein Donnerwetter dreinschlagen! Und wie leicht wär' es im Anfang gewesen, diesem Menschen das Handwerk zu legen! Nein, da läßt man den Schneeball rollen, bis er zur Lawine wird. Und jetzt mag Ihr armes Land zusehen, wie es sich aus der Affaire zieht."

Erregt erhob sich der Konsul und ging im Zimmer auf und ab.

Bedächtig hub Gregor Brancovan an: „Eure Erzelenz haben recht, dieses Land zu beklagen. Das Elend, das es seit Jahrhunderten erduldet, hat jetzt seinen Höhepunkt erreicht. Ich weiß, daß wir zum Teil selbst daran schuld sind; aber die vorzüglichsten Gründe unserer Leiden sind der Reichtum unseres Bodens und unsere geographische Lage. Wir bilden stets den Gegenstand des Verlangens irgendwelcher Großmächte, deren Gewalt und Einfluß sich in so eigentümlicher Weise die Waagschale halten, daß wir nie wissen, unter welcher Oberhoheit wir uns eigentlich befinden. Dieser fortwährende Zusammenstoß entgegengesetzter Interessen bringt es mit sich, daß wir jeweilig die gefügigen Werkzeuge jener Macht sind, die im Augenblick in Europa die Präponderanz hat. Wir kommen nie dazu, wir selbst zu sein. Ich wiederhole, daß dies zum Teil unsere eigene Schuld ist. Wären wir immer einig gewesen und hätten fest auf unserem Willen bestanden, unsere alten Verträge mit den Türken beizubehalten, so schlecht sie auch waren, es wäre uns viel Ungemach erspart geblieben. Indem uns die Pforte griechische Fürsten aus dem Fanar gab, hat sie den Keim unserer Eifersüchteleien und Gehässigkeiten ausgestreut. Wir überbieten uns wahrhaftig darin, das Wohl unseres Landes dem Wohlgefallen des Fürsten zum Opfer zu bringen,

um Titel und Stellen von ihm zu erhalten. Von ihm bedrückt, müssen wir, um unseren Ehrgeiz zu befriedigen, wiederum unsere Bauern bedrücken. Und dies hätte, auch ohne die jüngsten Ereignisse, früher oder später unsern vollkommenen Ruin herbeigeführt. Zuweilen freilich haben uns fremde Mächte eine hilfreiche Hand geboten; doch war dies vorübergehend, auch benahmen wir uns ihren Generalen und Agenten gegenüber, wie wir dies unseren Fürsten gegenüber zu tun pflegten, was alles Gute, das wir von ihrer Hilfe erwarten konnten, wieder zunichte machte.“

Mit einem tiefen Seufzer beschloß Brancovan dieses wohlgefezte und wohlgesprochene mea culpa.

Als Hackenau nach Hause kam, sagte er zu Udrişteş: „Jetzt bin ich gerade so gescheit wie zuvor. Freilich, wären die Bojaren ebenso energisch als sie einsichtsvoll und klug sind und fände sich eine eiserne Hand, um sie zu lenken, das Land könnte es weit bringen. Aber was nützt der schöne politische aperçu des Herrn von Brancovan, wenn er dann doch den alten Schlendrian weitergehen läßt.“

„Da haben Erzellenz ganz recht,“ bestätigte Udrişteş, „gescheit sind diese Bojaren, aber flüchtig in ihren Beschlüssen wie Haarpuder und unbeständig wie Aprilwetter.“

Raum hatte ihn der österreichische Konsul verlassen, als der Ban Brancovan in den Divan berufen wurde. Dort war Herrn Tudor's Aufruf an die Bukarester Innungen sowie ein Schreiben Ipsilanti's aus dem Städtchen Róman an den Metropolitan, die Bischöfe und die Großbojaren eingetroffen.

Es wurde fast einstimmig beschlossen, den Aufruf den Gilbemeistern nicht mitzuteilen.

Ypsilanti's Brief versetzte den Divan in heillose Aufregung, denn nach den üblichen Freundschaftsbeteuerungen und der Versicherung, daß sich die hetäristischen Truppen in der Walachei ebenso musterhaft betragen würden wie in der Moldau, worüber die Wojaren in bitteres Hohngelächter ausbrachen, kam folgende Stelle: „Seid versichert, daß das mächtige Kaiserreich, das diese beiden Provinzen beschützt, einen Einbruch der Barbaren nie und nimmer dulden wird, in welchem Sinne auch Seine Erzellenz, der Generalfeldmarschall Graf Wittgenstein Befehl erhalten hat, mit den russischen Truppen aus Bessarabien die Grenze zu besetzen; was bereits geschehen ist.“ Ferner forderte Ypsilanti die Wojaren auf, ihm allerorts Proviant und Quartier in Bereitschaft halten zu lassen.

Dieser schützende Einzug der Russen bedeutete sofortiges Anrücken der Türken, und sowohl Feinde als Verteidiger fraßen dann das Land arm. Dazu drohten noch die Panduren und die Hetäristen! Die Wojaren gerieten in Weltuntergangsstimmung; heimlich schickten sie Boten in ihre Häuser, um die Vorbereitungen zur Flucht beschleunigen zu lassen, wobei jeder glaubte, daß keiner außer ihm das merke. Sie trauten einander nicht. Allerhand Feindschaft und Gehässigkeit konnte die Gelegenheit zur Rache wahrnehmen, die Flucht erschweren, den Namen des Fliehenden dem Wolfe verraten, das den Auszug der Wojaren bereits witterte.

Und alle erbleichten, als plötzlich dumpfes Stimmengebrause den Hof erfüllte, die Türen des Versammlungs-

saales sich aufstuten und die Kleinbürger unaufhaltsam hereindrangen.

Sie wollten wissen, riefen sie, was die Unruhe in der Stadt bedeute? Weshalb in vielen Bojarenhöfen Vorbereitungen zur Abreise getroffen würden? Was für Nachrichten im Divan eingelaufen seien? Welcher Feind sich nahe? Laut und drohend fluteten die Stimmwellen durch den Saal, und die Bojaren saßen hilflos in der Brandung. Ihre Verstärkung entging den Auskunftsheischenden nicht, und einer stellte sich zwischen den Ministertisch und die immer näher drängende Menge und schrie seine Mitbürger an, indem er sich den Anschein gab, als schiebe er sie mit flachen Händen zurück: „So schweigt doch! Seht Ihr nicht, daß die erlauchten Bojaren darauf brennen, euch zu antworten? Ihr habt wahrhaftig ein Mundwerk wie die Leute aus Tergowische, die ja vor acht Tagen wieder hier waren und den Postelnik in der Kirche auf die Kniee niederzwingen, damit er ihnen ihre Urkunden zurückgebe und die Lügenpapiere des Wojwoden Soukos vor ihren Augen verbrenne! Und was wollte der gnädige Postelnik anderes, als ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, die er liebt wie die Ziege das Messer? Sie aber verstanden ihn vor lauter Schreien nicht. Seht zu, daß es euch nicht ebenso gehe!“

Vielftimmig erscholl Gelächter ob dieser Spottrede, die zugleich Drohung war.

Der Postelnik aber hob ruhegebietend die Hand, stand auf und sagte den jetzt gespannt Lauschenden, daß gar keine Gefahr im Anzug sei, daß niemand daran denke, die Stadt zu verlassen, daß alle Bürger ruhig ihren Geschäften nachgehen sollten, und daß überdies die Sicherheit

der Einwohner dem Hauptmann Satwa und seinen tapferen Arnauten anvertraut worden sei.

Einen Augenblick blieb es still. Dann rief einer aus dem Volk und nach ihm hundert andere: „Schwört Ihr, daß dem so ist, wie Ihr sagt?“

Und unbedenklich schworen die Bojaren.

Den Bürgern blieb nichts übrig, als sich zurückzuziehen.

Im Nachhausefahren faßte der Ban Brancovan den festen Entschluß, in Bukarest auszuharren, denn er hatte dem Volk mit Schenkungen und Gaben oft wohlgetan und schämte sich, es zu belügen, hatte er doch im Divan die Worte gehört: „Seht, da ist auch der Ban Gregor. Der wird uns nicht betrügen.“

Doch war des alten gütigen Ban Gregor Gattin schön, energisch und bedeutend jünger als er, und bei seiner Rückkehr aus dem Ministerrat empfing sie ihn mit der Erklärung: „Heute nacht verlassen wir die Stadt.“

Umsonst versuchte er, sie zu überzeugen, daß die Pflicht ihr Hierbleiben fordere.

„Du hast mir einen Boten aus dem Divan geschickt mit der Weisung, die Vorbereitungen zur Abreise zu beschleunigen,“ beharrte sie, „er hat mir gesagt, die Russen seien im Anzug. Und nun willst du uns, mich und unsere Tochter, auf einmal der schrecklichen Gefahr aussetzen! Du hast ein Herz für das Volk und keines für deine Familie. Das Volk hat noch andere Beschützer, wir aber haben nur dich!“

Diesen Worten, die halb Bitten und halb Befehle waren und denen zur Verstärkung Tränen und Herzklopfen folgten, war der Ban Gregor nicht gewachsen. In

der Nacht verließ er mit seiner Familie Bukarest und floh über die Grenze nach Kronstadt.

Als die Flucht am nächsten Morgen ruchbar wurde, gab es kein Halten mehr unter den Bojaren. Sie rüsteten, ohne sich weiter zu verstecken, zur Abreise und verheimlichten auch das angebliche Anrücken der Russen nicht länger. Auf den Sturmflügeln des Entsetzens flog die Panik durch die Stadt. Wieder füllte sich der Hof des Divans, der zugleich der des leerstehenden Schlosses war, — die Witwe des Wojwoden mit ihren Kindern befand sich bereits auf der Flucht nach Hermannstadt, — und das Gedränge der Auskunfftfordernden, der Rat- und Hilfesuchenden war so arg, daß die Menschen eine zeitlang wie eingefeilt standen und nicht einmal den Boten der Konsuln, die zu den Raimakams des Fürsten Kallimaki gesandt worden waren, Platz gemacht werden konnte. Dann flutete die Menge auseinander, und auf den Straßen begann ein Hasten und Laufen bis in die entfernten, sonst verträumten Gassen und Gäßchen der ausgebreiteten Stadt. Wer nur irgend konnte und wußte wohin, packte seine Siebensachen in Bündel und machte sich auf den Weg. Die Ärmsten zu Fuß, ihre Habe auf dem Rücken, die Kinder auf dem Arm, um sich in ein Kloster zu flüchten; Wohlhabendere in Ochsenkarren oder in sogenannten Postwägelchen, die aus einem Weidenkorb auf Rädern bestanden. Angstvoll und schweigsam zog der Strom der Flüchtlinge durch die Hauptstraßen; doch entstanden Wirbel, wo aus den Toren der Bojarenhöfe große Reisewagen kamen, davor vier, sechs oder acht prächtige Traber sprangen, zu denen der Postillon, der auf dem vordersten saß, in seltsam modulierenden Kopftönen bald anfeuernd, bald beruhigend sprach, und seine lange Peitsche knallend,

in zuckenden Schlangentwindungen über die Köpfe der Menschen hinschweben ließ, wenn ihm ein Fußgänger oder kleines Fuhrwerk den Weg versperrten. Dann folgten Flüche der Kalesche, hinter der noch ein ganzer Wagenzug den Hof verließ. Denn außer seinem Harem, wie die Familie damals auch in Bukarest genannt wurde, nahm der Bojar noch etliche seiner Tschokois und sein Gesinde mit und soviel von seinen Schätzen als möglich. Gemünztes Geld war selten geworden, und die Bojaren zahlten in Siebenbürgen meist mit Juwelen, kostbaren Shawls und Silberzeug.

Um nun das Maß der Angst und Verwirrung voll zu machen, sprengte der Bim-Bascha Sawa mit seinen Arnauten durch die Straßen und „beruhigte“ die Einwohner. Dieses Beruhigen bestand in einem wahren Hagelwetter von Flüchen und Schimpfreden, von Schlägen und Erpressungen, und als irgendwo Feuer ausbrach und Leute nach jener Richtung zu laufen begannen, machte es den rohen Arnauten Spaß, zu schreien: „Die Türken! die Türken sind da und hauen alles nieder!“ Darauf wurde die Panik so groß, daß sich während mehrerer Stunden ein verworrener, von wahnsinniger Angst gepeitschter Menschenzug auf der Kronstädter Straße dahinwälzte.

Doch verging schließlich selbst den Arnauten die gute Laune, als sie inne wurden, daß kaum mehr ein Duzend Bojaren in Bukarest zurückgeblieben und die Regierungsgeschäfte somit ganz ins Stocken geraten waren. Die Schutztruppe, die den Sold aus dem Staatschatzamt bezog, stürmte daher ihrerseits in den Divan und forderte ihr Geld. Der Hauptmann Sawa war nicht dabei, doch ließen die Bojaren ihn holen und flehten ihn an, Ordnung zu schaffen: „Bedenke, Archonda, daß es in dieser

BIBLIOTECĂ PERSONALĂ
PROF. BANU ION

BIBLIOTECA
CENTRALA UNIVERSITARA
BUCURESTI

unseligen Stadt an zwanzigtausend Wagabunden gibt, die bereits begonnen haben, ihr Untwesen zu treiben!“

„Zahlt, zahlt!“ sagte der Grieche und strich sich den Schnurrbart.

Und nachdem die erforderliche Summe aufgebracht worden, gesellten sich auch die Arnauten zu den Wagabunden und raubten im Namen der Ordnung und Sicherheit.

Die Kaimakams des Fürsten Kallimaki zogen sich über die Donau zurück, und die Herren von Pini und von Hackenau reisten in größter Eile nach Hermannstadt ab, indem sie ihre Sekretäre zur Besorgung der Konsulargeschäfte zurückließen.

Am Tag, da dies geschah, trat Georg Leventis wie ein Sieger bei Sofiana Pantas ein. „Alle sind fort!“ rief er, „die Stadt ist unser! Jetzt mag der Archi . . .“

Sie aber ließ ihn nicht zu Ende reden und lachte laut auf: „Wie siehst du denn aus?“ schrie sie.

Sein sonst elfenbeinglattes Gesicht, mit dem feinen Schnurrbärtchen unter der langen Nase, hatte heute blauschwarze, rauhe Schatten um Kinn und Backen, was ihm abscheulich stand.

Er lächelte überlegen: „Domnando und ich und noch einige andere Patrioten haben geschworen, uns nicht eher den Bart zu scheeren, als bis wir der Messe in der Sophienkirche beiwohnen!“

„Mein Lieber, da laufen die Barbieri Gefahr, Hungers zu sterben,“ spottete sie, „und euere Geliebten, sofern ihr welche habt, das Küssen zu vergessen.“

„Wir werden es lernen,“ deklamierte er, „unsere Eitelkeit und selbst unsere Liebe auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern.“

„Sehr langweilig,“ gab sie trocken zurück.

„Sofiana,“ bat er, „sei ernst. Höre mich an. Was du vor etlichen Wochen als Utopieen verlacht hast, nimmt immer greifbarere Form an. Der Kaiser von Byzanz ist unterwegs! Hinter ihm stehen Rußlands Heere —.“

„Und zwischen ihm und Byzanz liegt die Türkei und Serbien und die Donau und dieser gewisse Tudor Vladimiresku mit seiner Volksversammlung, der nur mehr eine oder zwei Tagereisen von Bukarest entfernt sein soll.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Leventis gereizt, „wie du diesen walachischen Bauern unserem erlauchtem Archi gleichsam gegenüber stellen kannst. Seine Handvoll Panduren gehorchen unserem Oberbefehlshaber ebensogut wie Jordake's und Farmake's Scharen. Kurz vor seiner Abreise erhielt Erzellenz von Pini noch einen Brief des Fürsten Ipsilanti, darin unter anderem stand, der Konsul möge dafür Sorge tragen, daß dem Tudor Vladimiresku kein Haar gekrümmt werde. Das kennzeichnet doch des Walachen Verhältnis zu dem erlauchtem Befreier von Hellas, sollt' ich meinen?“

„Von den Panduren hört man,“ sprach die kluge Pantas, „daß strenge Zucht unter ihnen herrsche. Von dem Raubgesindel des Farmake und des Jordake sind schon furchtbare Berichte nach Bukarest gedrungen.“

Mit einer heroischen Bewegung segte Leventis alle diese Einwürfe beiseite: „Von den Hetaristen hört man, daß ihr geliebter Anführer seinem bereits ansehnlichen und wohl disziplinierten Heer, in Fokschani, wo er mit ihr zusammentraf, die Blüte der hellenischen Jugend einverleibt und ihr den Namen „Heilige Schar“ verliehen hat. Aus allen Himmelsgegenden sind sie dort zusammengeströmt, von den Hochschulen im Ausland kommend, wo

sie studierten, und der Archi empfing sie mit den Worten: „Da bin ich, um mit euch zu sterben!“ Herrlich, herrlich muß es gewesen sein!“

Sofiana kauerte, leicht vornübergeneigt, auf dem Divan, schob das Bernsteinmundstück ihres Narghilehs zwischen die brennend rot geschminkten Lippen und paffte milchige Wölkchen vor sich hin, während ihre schwarzen Augen in die Ferne spähten.

Nahm ihr Blick diesen Ausdruck an, dann wußte Leventis, daß es weder notwendig, noch ratsam war, weiter in sie zu dringen, oder ihr etwas zu erzählen, denn dann dachte sie über eben Gehörtes nach und schmiedete Pläne. Und das war, was er hatte erreichen wollen. Er erhob sich, küßte den Saum ihres Kleides und entfernte sich rücklings, die Hände über der Brust gekreuzt, mit drei tiefen Verneigungen.

Sie schenkte ihm ein ironisches Lächeln zwischen zwei Bügen aus dem Narghileh. Dann ließ sie ihre Gedanken schweifen: Kaiser von Byzanz —! Kaiserin von Byzanz —! Nichts ist unmöglich auf dieser Welt, so gut als nichts sicher ist. Warum aber sollte gerade sie Kaiserin werden? Damit die Hetäristen aus Bukarest in Byzanz durch sie regierten. War es der Mühe wert, ihren Machtgelüsten Vorschub zu leisten? War es überhaupt der Mühe wert, Macht zu erstreben, zu besitzen? Worin bestanden die Annehmlichkeiten der Herrschaft? In der steten Gefahr, gestürzt oder vergiftet zu werden, im fortwährenden Kampf um Prärogative und im Austeilen von Prärogativen an Leute, die darum bettelten. Sofiana erinnerte sich an das Wort eines türkischen Großwürdenträgers: „Unsere Autorität gleicht einem Schwamme, der sich rasch mit Naß anfüllt, um dann von einer mächtigeren

Hand mit einemmal ausgepreßt zu werden.“ Und dies geschah nicht nur in der Türkei oder auf den Thronen der Donauländer; zitterten doch alle Fürsten Europas vor einem Willen, der anfang, mächtiger zu werden als sie, dem Willen des Volkes. Nicht als ob Sofiana Sympathie oder Verständnis für das Volk gehabt hätte, ebensowenig, als ihr Gefühl für den ethischen Wert der Macht ausreichte, sie stellte bloß die tatsächlichen Verschiebungen und Veränderungen in der menschlichen Gesellschaft mit praktischem Fatalismus fest. Allerdings verhalf ihr ein persönliches, tief leidenschaftliches Empfinden zur Erkenntnis der Unbeständigkeit und Unzulänglichkeit politischer Macht: ihr Sehnen nach einer anderen Herrschaft als der über ein Kaiserreich, der Herrschaft über ein starkes, junges Männerherz, desgleichen ihr in ihrem bewegten Liebesleben noch nicht begegnet, über ein freies, reines Herz, das schwerer zu erobern war als Thron und Krone, denn mit Geld war ihm nicht beizukommen, und ihren Betörungskünsten hatte es sich schon einmal entwunden. Sofiana's roten Lippen entsank das Marghileh. Sie sann und sann, was für Zauber sie anwenden könne, um Jon Urdareánu zu fesseln. Vom höheren Wesen der Liebe wußte sie nichts, obwohl auch sie sich diesmal nach einer der seltensten Vollkommenheiten im Liebesglück sehnte: nach Beständigkeit. Was ihr noch bei keiner ihrer Liebchaften erwünscht gewesen, schwebte ihr jetzt als Seligkeit vor: ihm allein anzugehören, alles aufzugeben für ihn. Doch da ihre äußerliche Liebe von nichts wußte als von äußerlichen Mitteln, kam sie nur zu dem einen Entschluß, schön zu sein, schöner denn alle, berückend schön, daß ihm der Atem vergehen müsse vor ihrer Schönheit.

Sie klatschte in die Hände, und als Gasika, die Bi-

geunerin kam, verlangte sie einen Spiegel. Er stand zwar nur drei Schritte entfernt auf einem mit Mull und Spitzen verhängten Toilettentisch, doch wäre es keiner Bojarin je eingefallen, sich selbst zu bedienen.

Gasika mußte viel erdulden, ehe sie den in einem schweren Goldrahmen gefaßten Spiegel auf dem Divan so fest und in richtiger Höhe aufgestellt hatte, daß die Herrin, die, auf die Ellenbogen gestützt, lang ausgestreckt davor lag, sich darin betrachten konnte. Dann versenkte Sofiana den Blick in ihre eigenen Samtaugen, prüfte deren Aufschlag, den Schatten der langen Wimpern auf der Wangenrundung und den Schwung der Brauen, die nach dem Schönheitsideal jener Zeit sich über der Nasenwurzel trafen, was als Zeichen der Leidenschaftlichkeit galt und dem Gesicht ein tragisches Gepräge verlieh, wozu das Lächeln der glühenden Lippen einen verwirrenden Gegensatz schaffen konnte. Ja, sie war schön. Und da sie den stolzen Oldnier nun besser kannte und wußte, wie rasch ihn Ungebundenheit und zu heftiges Werben des Weibes abkühlte, wollte sie ihm anders begegnen als das erste Mal, ihm in anderem Lichte erscheinen als dem des Sinnentaumels. Rasch schmiedete die romanhafte Einbildungskraft der Griechin ihre Pläne: Von Urdareánu's Schutz wollte sie anrufen, seinen Schutz gegen Ipsilanti. Doch half auch das nicht, dann würde sie Von Urdareánu vernichten, mit Ipsilanti's Hilfe —! Und bei dieser letzten Vorstellung verzerrten sich Sofiana's Züge dermaßen in Wut und Verzweiflung, daß ihr plötzlich die Frage einer alten Hexe aus dem Spiegel entgegenstarrte. Schreiend schnellte sie aus ihrer liegenden Stellung empor, auf die Kniee, hob den Spiegel in die Höhe und schleuderte ihn zu Boden. Zwar fiel er auf Teppiche, doch als Gasika,

die erschrocken herbeigeeilt, sich darüber beugte, nahm sie jammernd wahr, daß das dicke Kristallglas einen Sprung bekommen. Ein unheilkundendes Vorzeichen.

Am Morgen des 15. März kamen die wenigen Bojaren, die noch in Bukarest geblieben, zum Bischof Ilarion, teilten ihm mit, daß sie eben die Nachricht erhalten, Tudor Vladimiresku sei in dem nur mehr drei Stunden entfernten Kloster Tschorogarla eingetroffen, und flehten den Bischof in großer Besorgnis an, sich in das Pandurenlager zu begeben, um seinen Einfluß auf den Sludjör geltend zu machen, damit er seinen greulichen Plan, die Bojaren umzubringen, nicht verwirkliche.

Zwar wollte Ilarion an die Möglichkeit eines solchen Planes gar nicht glauben, doch gab er den angstvollen Bitten der Bojaren nach und fuhr in seiner vier-spännigen Kutsche in den naßkalten, stürmischen Märztag hinaus. Bald liefen die klirrenden Fensterscheiben des großen Kumpelkastens an, denn von Nordwesten her raste ein tolles Schneetreiben über die Ebene. Hinter den vier galoppierenden Pferden kollerte und sprang der schwere Wagen wie ein Schiff im Sturm durch den Morast der elenden Landstraße, versank bald bis über die Räder in die Untiefen der Pfützen, oder schlug krachend an einen Stein oder Holzkloß, der, man wußte nicht wie noch woher, da liegen geblieben.

Dann bekreuzte sich Nae Popesku, der Grammatikos, der dem Bischof gegenüber auf dem Rücksitz saß und sorgsam ein Bündel auf den Knien hielt, darin sich ein Meßgewand und ein Gebetbuch befanden —: „Gott straft uns arg für unsere Sünden!“

„Und für die Sünden der anderen,“ ergänzte ingrimig der Prälat.

Nach mehr als dreistündiger Fahrt traf man auf die Vorposten der Volksversammlung, und bald gebot Klarion seinem Sekretär, ein Fenster herabzulassen, damit er sich hinausneigen und die Panduren, die jetzt überall in zahlreichen Gruppen sichtbar wurden, segnen könne. Viele erkannte er und sagte zu Nae Popésku: „Der Sludjér hat die Kerntruppen bei sich, lauter Oltenier. Sieh sie dir an, nach mehrwöchentlichem Marsch bei furchtbarem Winterwetter, wie prächtig sie sind!“

Vorzüglich war der Wachdienst eingerichtet; von Posten zu Posten flog die Nachricht von Klarions Ankunft, und als der Wagen in den inneren Klosterhof einfuhr, stand Tudor Vladimiresku bereits auf der Schwelle seiner Wohnung, um den Bischof zu empfangen.

Die Unterredung mit dem Pandurenführer währte lang und war stürmisch.

Vor allem wollte Herr Tudor wissen, weshalb ihm die Gildemeister aus Bukarest nicht entgegengekommen, wie er es in seinem letzten Schreiben aus Slátina verlangt.

Weil sie von diesem Schreiben wahrscheinlich nichts erfahren hätten, meinte Klarion.

Da brach Vladimiresku in ein Ungewitter von Verwünschungen gegen die Bojaren aus, die das Volk mit ihrem dummen, blinden Haß verfolgten und denen nicht anders Vernunft beizubringen war, als indem man ihnen die Köpfe abschnitt und sie mit Heu ausstopfte.

„Mein Sohn, das wirst du nicht tun!“ rief der Bischof.

„Wer kann mich dran hindern?“ schrie Tudor.

„Deine Liebe zum Vaterlande, dem ein solches Handeln schweren Schaden zufügen würde.“

„Der Schaden, an dem das Vaterland leidet, sind jene Vampyre, die, im Verein mit den Griechen, seit hundert Jahren dem Volk das Blut aussaugen.“

„Doch sie so bekämpfen, wie du es vorhast, würde dich in den Augen der Türken und Russen zum Rebellen stemmeln; du würdest das Land in neue Knechtschaft stürzen und wiederum den Griechen in die Hände spielen. Die Heilige Schrift sagt: Wer das Schwert nimmt, soll durch's Schwert umkommen. Was hat es den Franzosen genützt, daß sie ihre Adligen töteten? Aus dem Blut der Enthaupteten sind noch schlimmere Tschokois auferstanden.“

„Bei uns können sie nicht schlimmer werden, als sie sind. Käuflich, verlogen, feig und wortbrüchig! Was willst du noch mehr, Priester? Und in all ihren Erlässen an das Land, sowie in ihren Sendschreiben an die Paschas, an Kallimaki, an den Sultan, an den Kaiser von Rußland haben sie mich bereits als Rebellen, ja sogar als Räuber hingestellt — —.“

„Archon Sludjér,“ fiel ihm Flarion rasch ins Wort, „so mußten sie handeln, um den Türken und den Russen nicht Mißtrauen einzuflößen. Ohne ihr Zaudern, ohne die Hindernisse, die sie dir in den Weg legten, hättest du nie die Zeit gewonnen, deine Banduren zu sammeln, bevor fremde Truppen im Lande erschienen. Willst du aber fortfahren, den Bojaren wegen ihrer feindlichen Haltung zu grollen, dann grolle auch mir, da auch ich manchen Erlaß gegen dich unterschrieben habe und zwar genau aus dem Grunde, den ich dir eben dargelegt.“

Herr Tudor sah dem gewandten Bischof scharf in die

Augen: „Wärest du nicht der, der du bist,“ grollte er, „so gingest auch du nicht leer aus, deß sei ohne Sorge.“

Aber Harion wußte, wer er war, und erwiderte gelassen: „Revolutionen, mein Sohn, werden von deinesgleichen ins Werk gesetzt, nicht von ihresgleichen,“ — sein Daumen wies über die Schulter, in der Richtung der Hauptstadt, — „dies bestätigt uns die Geschichte aller Zeiten und aller Völker. Doch willst du dem Lande Gerechtigkeit bringen, so mußt du auch den Bojaren Gerechtigkeit widerfahren lassen und einen Unterschied machen zwischen denen, die davongelaufen sind, und denen, die in Bukarest geblieben und dir damit beweisen, daß sie auf deiner Seite stehen. Wäre es billig, daß die Übelgesinnten mit dem Leben davonkämen und gerade die guten Patrioten geköpft würden?“

„Wenn der Hirt am Feiertag das Festmahl richtet, so wählt er nicht lang, sondern greift den Hammel mitten aus der Herde heraus,“ lautete die unveröhnliche Antwort.

„Du weißt, Archon Sludjér,“ sagte Harion, „daß mein Vater Bulgare war. Aber warum er sich wohler im Rumänischen Lande fühlte als in seinem eigenen und sich hier als Kaufmann niederließ, will ich dir heute mitteilen. Er sagte: „Hier gibt es Glocken und Bojaren.“ In Bulgarien dürfen ja keine Christenglocken läuten, und alles, was adelig war, haben die Türken längst vertilgt.“

„So wie sie es bereits in Serbien tun,“ beharrte Vladimiresku, „werden die Glocken bald auch in Bulgarien läuten und zwar eben deshalb, weil es keine Bojaren mehr dort gibt. Da hilft sich das Volk selbst. Das soll auch das rumänische Volk.“

Da nahm der Bischof seine ganze priesterliche Würde

zu Hilfe und sagte streng: „Meinen Segen zu solchem Tun gebe ich dir nicht. Ich bin gekommen, um deinen Einzug in die Hauptstadt mit Gebeten einzuweihen, — mein Sekretär hat mir Meßgewand und Meßbuch dazu mitgebracht, — doch darf ich als Priester Gott nicht um das Gelingen einer Fensterarbeit bitten.“

Herr Tudor trat an ein Fenster und starrte über den Hof hinüber auf die große Tanne, die, wie es in Klöstern üblich, neben dem Kirchentor stand, und deren Zweige im Sturmwind rauschend hin und her schwanften. Endlich sprach er, ohne sich umzuwenden, mit vor Born dumpfer Stimme: „Ich habe mir selbst geschworen, zwölf Bojaren um einen Kopf kürzer zu machen —.“

„Diesen Schwur,“ rief Ilarion, „kann ich, kraft meiner bischöflichen Gewalt, vor Gott lösen! Ach, Tudor, du weißt doch, wie verhaßt auch mir die Tschokois sind und wie ich mich freuen würde, könnten sie ganz vom Erdboden vertilgt werden! Dürft' ich dir zu diesem Blutbad raten, so tät' ich es, aber als Priester und als Patriot muß ich dich davon abhalten. Sieh, du hast es noch nie bereut, meinen Worten Gehör geschenkt zu haben. Tue es auch diesmal. Ziehe als Friedensfürst in die verängstigte Stadt Bukarest ein und mache die Bojaren zu deinem gehorsamen Werkzeug. Ich sage dir, du wirst sie gefügig finden —.“

„Weil sie nicht mehr anders können als gefügig sein,“ knirschte Vladimiresku.

„Mag sein, mein Sohn; doch auch, weil sie dir in ihrem Herzen beipflichten. Du bist jetzt der Stärkste im Land, drum führe sie auf den rechten Weg. Beim Volk und bei den fremden Höfen gilt der Name der Adeligen viel, das weißt du; bediene dich seiner, wie du es zu An-

fang deiner Erhebung in Tismana getan. Sie sollen deine Erlässe mit unterschreiben," und jede Silbe betonend: „Regiere mit ihnen, Hoheit!“

Tudor Bladimirésku schwieg lang, und der Bischof wartete geduldig, denn er fühlte, daß seine Worte des Bandurenführers kluge und gerechte Seele zu überzeugen begonnen hatten. In aller Stille und ohne dies auch nur mit einer Miene zu verraten, genoß Ilarion seinen Sieg, und etwas wie ein schöner Traum: dieses Volksfürsten Metropolit zu werden und seinem edel feurigen Herzen mit weisem Rat zur Seite zu stehen, beschäftigte seinen regen Geist.

Da seufzte Herr Tudor schwer und sprach: „Priester, du wirst es vor Gott und dem Land verantworten, daß du mich verhindert hast, ihnen die Köpfe abzuschneiden. Denn der Wolf wechselt wohl seinen Pelz, doch nie seine Art.“

„Ich will es vor Gott verantworten!“ rief der Bischof und ließ seinen Grammatikos kommen, der ihm das goldstarre Messgewand um die Schultern legte und ihm dann das aufgeschlagene Gebetbuch entgegenhielt, daraus Ilarion eine Lossprechung vom Eide und einen Weihesegen las. Dabei bemerkte er, wie Tudor Bladimirésku die Augen schloß, während sein Antlitz die gewohnte frische Farbe verlor. So viel kostete es den Oltenier, seinen lang gehegten Racheplan aufzugeben!

Erleichterten Herzens fuhr der Bischof nach der Hauptstadt zurück.

„Ach, Née,“ sagte er zu seinem Sekretär, „das war ein schweres Stück Arbeit. Ich will hoffen, daß es mir die verdammten Tschokois nicht wieder verderben und endlich begreifen, in welcher Lage sie sich dem Gludjér Tudor gegenüber befinden. Er wird sein mir gegebenes

Versprechen halten und ihnen nichts thun; ob sie aber so vernünftig sein werden, wie ich es behauptet habe —!“

Der Bischof hatte recht: so fest bisher Herrn Tudor's Entschluß gestanden, die Bojaren zu köpfen, so fest stand er jetzt, dies nicht zu thun; doch konnte der Pandur nicht umhin, ihnen noch einmal seine Meinung zu sagen, und in dem letzten Manifest an die gesamte Einwohnerschaft der Hauptstadt, das am 16. März dorthin abgesandt wurde, hieß es: „Brüder, es tut, denke ich, kaum not, euch noch einmal zu verkünden, daß meine Erhebung keinen anderen Zweck hat als den, diesem Land, das Gott beschützen möge, seine Rechte zurückzugeben, die es von Alters her gehabt und die ihm nie mit dem Schwert genommen, sondern die mit Schwert und Blut der edlen Vorfahren fromm geschirmt worden sind. Doch wurden diese Rechte seit geraumer Zeit, in Folge des niederträchtigen Einverständnisses der Bojaren mit den von der Hohen Pforte gesandten griechischen Fürsten, verletzt und arg verunglimpft, so daß, wie Ihr es sehen könnt, wir elender dahinleben als Sklaven. Und sogar jetzt wollen diese Leute, die sich Bojaren nennen, dem in Finsternis schmachtenden Lande nicht zu Licht und Recht verhelfen —.“

Als Herr Tudor am 17. März in Bukarest einzog, strahlte die Sonne. Er kam am rechten Ufer der Dimbovița entlang. Das ganze breite, unregelmäßige Flussbett, mit all seinen Windungen und Ausbuchtungen füllte der langsame Strudel lehmfarbener Wassermassen; an manchen Stellen waren Gärten, Mühlen und allerlei hölzernes Häusertwerk an Flusses Rand überschwemmt.

Dies war, nach dem langen, harten Winter, das erste Anzeichen des nahenden Frühlings.

Tudor Vladimiresku hatte beschlossen, die Metropole zu beziehen, und Boten dorthin vorausgesandt. Doch kamen sie mit dem Bescheid zurück, die Metropole sei bereits vom Vim-bascha Sawa besetzt und das Thor gesperrt.

„Stürme sie!“ schrie Zanku Jianu, der den Bericht mit angehört.

Sekundenlang blickte Herr Tudor Schmerz- und zorn-erfüllt in den sonnigen Tag hinein. Dann sagte er streng: „Ich bin nicht gekommen, um die Kirche des Landes anzugreifen,“ und zu den Boten: „Reitet in den Hof des Ban Brancovan, der am Fuß des Metropolitanhügels liegt, und verkündet den Wächtern meine Ankunft. Sie sollen das Haus öffnen.“

Die Stafetten stoben davon.

Die Panduren setzten sich wieder in Bewegung. Sie hatten, während der kurzen Unterredung, in der steilen Hohl-gasse gestanden, deren linke Böschung das große Kloster Radu Boda und dessen rechte das winzige Kirchlein des Hirten Bucur krönte. Wie ausgestorben schien das Kloster; die Tore waren verschlossen, weder an einem der Fensterchen, die vereinzelt und in unregelmäßigen Zwischenräumen an der hohen Außenmauer angebracht waren, noch auf dem aus dem Wall Kühn hervorspringenden, säulengetragenen Pridwör zeigte sich ein Lebewesen. Stumm troßte auch dieser priesterliche Hochsitz am Wege des Befreiers.

Doch begann auf einmal das Glöcklein der Bucur-Kapelle in dem Türmchen mit der pilzförmigen Kuppel zu himmeln, und als Herr Tudor vorbeiritt, trat ein alter Priester aus der Kirchentür und hob segnend das

Kreuz. Bladimirésku rief ihn zu sich, nahm die Mütze ab, neigte sich aus dem Sattel, küßte das Kreuz und die Hand des Greises und hieß ihn neben sich auf einem Pferd, das man ihm herbeiführte, in die Stadt reiten.

Auf dem Abhang des breiten Hügels, auf dem der Sitz des Metropoliten lag, hatte sich eine zahlreiche Menschenmenge angesammelt. Es waren meistens fremde Gewerbetreibende, Ärzte, Lehrer, Siebenbürger, Sachsen, Ungarn, Österreicher, Deutsche, Schweizer und Franzosen, die, im Gefühle des Schutzes, den ihnen ihre Konsulate gewähren konnten, sich hier neugierig aufgestellt hatten, um den „kühnen Rebellen“ von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Die einheimischen Bewohner hingegen waren durch die Flucht der Bojaren und deren feindliche Stellungnahme Herrn Tudor gegenüber, durch die griechischen Proklamationen, die Abreise der Kaimakams und der Konsuln, bei welchem Anlaß Pini endlich ein Manifest, an das rumänische Volk gerichtet, in dem er die „wahren Ansichten Rußlands“, d. h. die Mißbilligung des rumänischen Aufstands, aussprach, durch das Eintreffen der Arnauten, Serben und Bulgaren unter Makedonski und Hadji Prodan, die sich bereits vor zwei Tagen im Norden der Stadt, im Schloß Baneassa, einquartiert hatten, dermaßen verwirrt und verängstigt, daß sie gar keine Meinung und für des großen Olteniers patriotischen Aufruf kein Verständnis mehr hatten. Sie kamen ihm nicht entgegen, sondern verkrochen sich, oder standen, wo er vorüberzog, scheu, in kleinen, zufälligen Gruppen.

Stumm und ernst, wie ihr Führer, trabten die zweitausend Panduren, die Herr Tudor mit nach Bukarest genommen, während er die übrigen vor der Stadt, im

Kloster Rotrotschéni, gelassen, hinter der blauen Fahne. Dann kam ein unruhiges Albanesenkorps des Hauptmanns Makedonski, der Herrn Tudor eingeholt hatte; unter diesen Männern, die bereits auf dem Zug von Slătina nach Bukarest geplündert hatten, gärten Beutelust und rohe Begierden; als sie der Neugierigen auf dem Metropolitahügel ansichtig wurden, fingen sie an, laut zu höhnen und zu drohen und in überkochender Wildheit ihre Pistolen in die Luft zu feuern. Darauf antworteten Schüsse aus der Metropole.

Die Menge lief auseinander.

Drum war es Tudor Vladimiresku's erste Sorge, sowie er im Brancovan'schen Hof vom Pferd gestiegen und noch ehe er daran dachte, sein Quartier zu betreten, die Hauptleute im großen Treppenhaus zu versammeln und ihnen selbst alle Maßregeln zur Sicherung der Ruhe und Ordnung einzuschärfen. Den Panduren und vornehmlich den Arnauten sollte unter Androhung strengster Strafe anbefohlen werden, die Bewohner in keiner Weise zu belästigen, und die Proklamationen Herrn Tudor's von Hauptleuten, denen Priester zur Seite stehen mußten, an allen Straßenkreuzungen verlesen werden. Wachtposten wurden dort aufgestellt, wo die großen Verkehrsadern das Weichbild der Stadt verließen, damit die Flucht der Bojaren verhindert und das Anrücken der Hetäristen oder der Türken gemeldet werden könne. Als Losung gab Herr Tudor „Metropole“ aus, und an der tiefen Falte zwischen seinen Brauen erkannten die Panduren, wie bitter es ihm war, dort oben nicht haben einziehen zu können, bloß weil ihm ein Grieche, der im Sold der Stadt stand, zuvorgekommen. Ferner wurde den Einwohnern anempfohlen, nachts nicht auf die Straße zu

gehen und in ihren Häusern kein Licht sichtbar werden zu lassen, damit die heutelüsterne Soldateska nicht auf sie aufmerksam wurde.

Doch gab es trotz aller Vorkehrungen einen großen Schrecken unter den Bukarestern, denn gegen acht Uhr abends knatterten während einer guten Viertelstunde Gewehrsalven in der Gegend der Metropole und man vermutete, daß die Panduren mit Sawa's Arnauten ins Gefecht geraten.

Allerdings waren diese Arnauten den Hügel herabgekommen, hatten sich aber mit Farmake's Albanesen, nach der wilden Art jener Völker, durch das Waffenspiel blinden in die Luft Feuerns befreundet, was für die Einwohnerchaft der Stadt schlimmere Folgen hatte, als wäre der Kampf Ernst gewesen, denn am nächsten Tage zogen die Spießgesellen Arm in Arm durch die Straßen und boten Kostbarkeiten, wie Schmuckgegenstände, Silbergerät, Pelze und Shawls, den Fremden und Juden für ein Spottgeld zum Kaufe an. Die mit der Stadt wohlvertraute „Sicherheitstruppe“ des Vira-bascha Sawa hatte, in Gemeinschaft mit den Albanesen, nächtlicherweile gründlich geplündert.

II.

Am 18. März verfaßten die Bojaren eine Bittschrift an den Kaiser von Rußland, in welcher sie ihn, im Hinweis auf die Glückseligkeit, die das Land während der sechsjährigen russischen Okkupation — von 1806 bis 1812 — empfunden, da es den Schutz Seiner orthodoxen Majestät und deren siegreichen Truppen genoß, flehentlich baten, Rumänien wieder zu besetzen. Nur so könne die im Volk herrschende Unruhe gedämpft werden, die durch

die furchtbare Mißwirtschaft der Hospodaren, der die Bojaren umsonst zu steuern gesucht, heraufbeschwohren worden. Von Tudor Vladimiresku verlautete kein Wort in der Petition, nicht einmal mit Bezug darauf, daß er den siegreichen Truppen Seiner orthodoxen Majestät in den Jahren 1806—1812 mit seinen Banduren zur Seite gestanden und zwar so erfolgreich, daß ihm der Czar den Orden des Heiligen Vladimir verliehen. Wie es der Bischof von Ardjesch vorausgesehen, blieben die Bojaren unverföhnlich und entrüstet. Sie wollten den Plebejer nicht als Staatsoberhaupt gelten lassen und beauftragten Marion, ihm zu verstehen zu geben, daß sie nicht in corpore, sondern höchstens einzeln zu ihm zu kommen sich entschließen würden.

Berknirscht erschien der Bischof bei Vladimiresku, um ihm dies eigenmächtige Handeln des Divans mitzuteilen. Diesmal ließ ihn seine Gewandtheit im Stich, er fand schlechterdings keine Entschuldigung oder Beschönigung für die Bojaren, er war entmutigt und es schmerzte ihn, seinen großen Freund so kränken zu müssen.

Doch große Naturen überraschen gerade dort, wo schwächere versagen, durch neue Kraft. Der Schlag, der gegen ihn geführt war, das Mißachten seiner Person, berührte Tudor Vladimiresku kaum.

Er sagte: „Ich habe mich nicht selbst erhöht. Ich pflichte deinem Worte bei: meinesgleichen gehört nur in Sturmeszeiten an die Spitze des Volkes. Sag' den Bojaren, der Weihrauch der Herrschermacht sei mir nicht zu Kopf gestiegen. Ich werde zu ihnen in den Divan kommen.“

Fast andächtig sah der Bischof Tudor Vladimiresku an. „Nein ist dein Herz, mein Sohn —“ sprach er.

Der andere fuhr fort: „Ihre Bittschrift wird Aufland schwerlich beachten, wenn es eben, wie die Hetäristen behaupten, Ipsilanti unterstützt. Auch auf die meine, die ich aus Slatina an den Kaiser von Oesterreich mit der Begründung unserer Erhebung gesandt, wie du es mir brieflich rietest, habe ich keine Antwort erhalten.“

Die Erwiderung auf Vladimiresku's Langmut war, am nächsten Morgen, eine Kundmachung des Metropolitens, darin er dem Volk mittheilte, daß der Divan, seit Herrn Tudor's Ankunft in Bukarest, aufgelöst, daß Herr Tudor nunmehr als Leiter des Landes zu betrachten sei und daß er, der Metropolit, die Hauptstadt verlassen werde.

Da legte sich das Volk selbst ins Mittel. Es eilte den Metropolitanhügel hinauf, vorbei an den oltenischen Panduren, die an dessen Fuß, und mitten durch die gefürchteten Arnauten Sawa's hindurch, die um die Metropole herum und drinnen im Hof lagerten; es brandete um die alte Kirche und staute sich vor dem Pridwör, der zu den Gemächern Seiner Heiligkeit führte; es riß Peitsche und Zügel aus der Hand der Fuhrleute, die mit Karren hinaufgekommen waren, um des Metropolitens Hab und Gut, die Kirchenschätze und vor allem den Schutzpatron der Stadt, den heiligen Demeter Bassarab, in seinem silbernen Sarg, in Sicherheit zu bringen; es schrie, daß es weder den Heiligen noch den Metropolitens ziehen lassen und Tag und Nacht die Metropole bewachen werde, um jeden Fluchtversuch zu vereiteln.

Voll Bitternis sah der Bischof von Ardjesch dem Schauspiel des aus seiner Verschüchterung aufgeschreckten Volkes zu, das an seinem Wagen vorbeilief, als er in den Brancovan'schen Hof fuhr. Herr Tudor war nicht zu Hause, kam aber eine halbe Stunde später angesprengt.

Er hatte die Vorposten und das Lager in Kotrotschéni besichtigt.

Als er das Zimmer betrat, wo Marion ihn erwartete, rief dieser: „So wie sie da hinauf rennen, hätten sie dir entgegenzueilen müssen!“

„Bin ich die Kirche?“ gab Vladimírěsku gelassen zurück.

„Ist etwa Dionisie Lupu die Kirche?“

„Nicht Dionisie Lupu wollen sie zurückhalten, sondern den Metropolitan.“

„Der zufällig Dionisie Lupu ist.“

„Zufällig, du sagst es. Der Mann wechselt, das Amt bleibt. Und Gott sei Dank, daß auch der Glauben im Volke bleibt.“

Auch heute fand der zungenfertige Prälat nicht gleich den Ausdruck für sein Empfinden; Tränen der Rührung und Bewunderung traten ihm in die hellen Augen, die in den letzten Tagen vor schwerem Ärger ihr rasches Lachen und Funkeln vergessen hatten. Doch faßte er sich, als Dr. Christaris gemeldet wurde, und sagte: „Schade, daß der ein Grieche ist —.“

Der Arzt sah noch blässer, vergeistigter aus. Er verneigte sich vor Tudor und redete ihn mit Erzellenz an; aber der Pandur sagte: „Ich habe nur den Rang eines Studjér.“

Christaris begrüßte ihn nun im Namen der Hetärie mit schwungvollen Worten und Vladimírěsku antwortete kurz mit der Frage: „Der Bojar Constantin Samurkásch ist auch geflohen?“, worauf der Arzt so traurig und beschämt den Kopf senkte, daß er Marion leid tat und selbst Herrn Tudor's Stimme milder klang, als er rasch fortfuhr: „Was wünschst du von mir, Archonda?“

Christaris hat den Sludjér, ihm zu sagen, ob es wahr sei, daß ein Bote mit Briefen aus Tzarigrad eingetroffen und ob er, der Sludjér, von dem Inhalt der Depeschen Kenntniß genommen. Man erwarte Berichte aus Konstantinopel mit fieberhafter Spannung.

„Ein Bote ist gekommen,“ sagte Herr Tudor, „man meldete mir ihn; doch da die Briefe an das kaiserlich königliche österreichische Konsulat gerichtet waren, schickte ich ihn dorthin.“

In diesem Augenblick ließ der Kanzler Udrişky seinen Besuch ankündigen. Er sei gekommen, sagte er in fließendem Rumänisch, um dem Sludjér dafür zu danken, daß er ihm den Kurier aus Konstantinopel zugesandt, dies sei eine richtige Beobachtung des Völkerrechtes und er riete, darin fortzufahren.

Udrişky kam dem Pandurenführer um so gelegener, als er ihn vor einer Unterredung mit dem Hetäristen Christaris bewahrte; er bat den Kanzler, ihm in ein abgesondertes Zimmer zu folgen, und dort hatten die beiden Männer ein einstündiges Gespräch, dessen Inhalt Udrişky brieflich Herrn von Hackenau berichtete. „Ich habe,“ schrieb er, „Tudor Vladimiresku offen den bösen Eindruck mitgeteilt, den sein Brief in Laibach gemacht, und ihm gesagt, daß die Monarchen nicht nur darauf nicht zu antworten gedenken, sondern Tudor Vladimiresku, solange er das Volk aufwiegelt, als Rebellen betrachten werden. Der Pforte aber sei die Macht eingeräumt worden, türkische Truppen nach der Walachei zu schicken, um die Volksmassen zu Paaren zu treiben. Theodor Vladimiresku versicherte, von dieser Antwort gar nichts zu wissen, ja es sei ihm nicht einmal bekannt gewesen, ob sein demütiges Gesuch bis zu den Füßen der Monarchen gelangt sei. Er

lehnt sich nicht gegen die rechtmäßige Regierung, d. h. die Pforte, auf, das beweise seine Klageschrift an dieselbe; er will nur das Land von der Tyrannei der Janarioten und der mit ihnen verbündeten Bojaren reinigen. Er ist im Einverständniß mit den Serben, die mit der Walachei stets in guter Freundschaft gelebt haben und für sie bei der Pforte einzutreten bereit sind. Da er immer mit den Paschas an der Donau in Verbindung steht, ist ihm bekannt, daß sie Befehl erhalten haben, in der Walachei einzurücken. Aber er führt nicht Krieg gegen die Pforte, ist ihr samt dem walachischen Volk ergeben und wird sich überall, wo er ihr im Wege steht, zurückziehen, ohne deshalb aufzuhören, laut um die Wiederherstellung der Landesrechte zu bitten und die Fürsprache des Kaisers von Oesterreich anzurufen. Er muß offen bekennen, daß Ipsilanti's Anrücken ihn in die größte Verlegenheit versetzt, da er nicht weiß, auf welcher Grundlage diese Bewegung fußt und die Pläne einer hohen Macht, die dahinter stehen könnte, nicht vereiteln möchte. Deshalb hat er Ipsilanti aufgefordert, außerhalb Bukarest's zu lagern, bis er wirklich von einer höheren Macht zu seinem Unternehmen bevollmächtigt sein wird, da er, Theodor Vladimiresku, keineswegs bereit ist, für Griechenland walachisches Blut zu vergießen, oder auch durch unbesonnenes, heftiges Vorgehen zum Nachteil des Landes zu wirken. Bereits gestern hat er den Metropolitcn und die Bojaren ersucht, zu ihm zu kommen und eine neue Bittschrift an den Sultan abzufassen. An Seine Majestät den Kaiser von Oesterreich soll ein Bittgesuch in französischer Sprache über Hermannstadt abgehen. Da ich keine politische Vollmacht habe, konnte ich nur versprechen, meiner Regierung über diese Unterredung Bericht zu erstatten, was hiermit submissiv geschieht."

Und die Klarheit dieses Berichtes machte sowohl Herrn Tudor als Udrişky Ehre, jenem, weil er seinen Plan in schlichter Größe und Zielbewußtheit weiter verfolgte und ihn dem Kanzler in festen, sicheren Umriffen hatte mitteilen können, diesem, weil er den ganzen Sinn der Mitteilung erfaßt und gewissenhaft wiedergegeben hatte.

In der Zerfahrenheit der Verhältnisse und der Leute, mit denen Tudor Vladimireşku bisher zu tun gehabt, wirkte die Sachlichkeit des gutgeschulten österreichischen Beamten, trotz der ungünstigen Antwort aus Laibach, die er ihm gebracht, wohlthuend auf den Oltenier, den man irrthümlicherweise zu den „Rebellen“ warf, derweil er die vorzüglichsten Eigenschaften eines Staatsmannes besaß, Ordnungsliebe und Hochachtung vor dem Gesetz.

Nach Udrişky's Besuch erschien Vladimireşku dem Bischof von Ardjesch ruhiger und weniger finster, und wahrhaft überraschte ihn die Höflichkeit, mit der der Pandur bald darauf die zwei Bojaren Heresku und Willará, die ersten, die zu ihm kamen, empfing.

Den Herren hingegen, die sich in die Höhle des Löwen gewagt, war unheimlich zu Mute, denn in den ihnen wohlbekanntem Treppenhäusern, Gängen und Gemächern des Brancovan'schen Hauses hatte man sie an zehnfachen Wachen vorbeigeführt, und auf Herrn Tudor's Schreibtisch sahen sie zwei geladene Reiterpistolen, an denen der Pandur, im Laufe des Gesprächs, manchmal fingerte. Als die Bojaren dann, beim Verlassen des Hauses, den Bischof von Ardjesch angstvoll fragten, was diese Waffen bedeuteten, konnte es sich Marion nicht versagen zu erwidern: „Sie ersetzen ihm den Rosenkranz, den er unterwegs verloren,“ wofür ihn die Bojaren, als sie unter sich waren,

einen bössartigen Hanzwurst nannten. Sie ahnten, wie wenig er ihnen das Leben gönne, das sie ihm verdankten, und haßten ihn.

So nahm die Spannung zwischen dem Adel und dem Haupt der Volksversammlung, anstatt sich zu mildern, von Tag zu Tag zu, und es vergingen weitere achtundvierzig Stunden, ehe Herr Tudor auch mit den übrigen Bojaren in Beziehung trat. Unterdessen ließ er beim Kloster Kotrotschéni, im Westen der Stadt, Schanzen und Gräben anlegen und sandte findige Boten, um über die hetäristischen Truppen Erkundigungen einzuziehen, einen Tagemarsch weit von Bukarest gen Ploieschtsi, wo Djilanti angelangt war. Als die Boten zurückkamen, beauftragte Vladimireksku seinen Freund und Vertrauten Manóle Gúdju, den Kanzler Udriksch zu sich, in den Han Scherban einzuladen, wo er dann selbst mit fünfhundert serbischen Reitern, die Hadji Prodán führte, erschien.

Fünfhundert Reiter fanden in einer Ecke des gewaltigen Hofes, dessen Mitte eine schlanke Kirche mit reicher Steinmehararbeit zierte, bequem Platz, trotz der Wagenburgen, der überall angefoppelten Pferde, Ochsen und Büffel, der Warenberge, über die man Binsenmatten gebreitet, weil sie in den vergitterten Kammern an der Rückwand des Hofes nicht mehr untergebracht werden konnten, trotz der Menge der Schutzsuchenden, die freilich nicht wie in Friedenszeit hier allerlei Handel trieben, sondern angstvoll neben ihren Karren standen, oder sich an großen Feuern am Boden wärmten, denn es blieb noch immer kalt, so daß selbst die Hängekronen der zwei großen Weidenbäume hinter der Kirche, die sonst um diese Zeit im Blätterschmuck prangten, kaum einen grünen Schimmer zeigten.

Von den zweistöckigen, offenen Säulengängen, die den Hof an drei Seiten umgaben, sahen Hunderte von Neugierigen auf die Serben mit ihren runden schwarzen Käppchen und reichverschmürten Spenzern herab; dann zeigten sie einander den Sludjér Tudor Bladimirésku, der eben die Freitreppe erstieg, die zu einem auf kurzen Säulen ruhenden Vorbau im ersten Stockwerk hinauf führte.

Oben stand der Großkaufmann Manóle Gúdju, empfing seinen Freund und geleitete ihn in seine Wohnung, eine Flucht gewölbter Zimmer, die, wie der ganze Han, den der Wojwode Scherban Kantafusino vor ungefähr hundertundfünfzig Jahren erbaut und dem Kloster Kotrotschéni geschenkt hatte, fürstliches Gepräge trugen. Dort ließ der Kaufmann den Sludjér und den Kanzler Udrišký allein, und jener sagte: „Herr Sekretär, Fürst Ipsilanti sitzt schon seit einer Woche in Ploieschtsi und läßt sich und seine Leute dort ernähren. Serben und russische Geschütze sind nicht bei ihm, und Panduren, Herr Sekretär, wird man nie unter seinem Heere sehn!“

Udrišký neigte zustimmend den leichtgepuderten Kopf, dem noch ein Zopf im Nacken hing, und Bladimirésku fuhr mit der Bitte fort, der Kanzler möge ihm die Note aus Tzarigrad mittheilen.

Dazu war Udrišký bereit.

Die Note berichtete über die Wut des Sultans, als er vom Aufstand des Ipsilanti in Kenntniß gesetzt wurde. Er habe seinen Dolch gezogen, sei auf und ab gerannt, indem er schrie: „Ghiaurlara Kilitz!“ — „Das Schwert den Ungläubigen!“ — und habe geschworen, den Dolch nicht eher in die Scheide zu stecken, bis der letzte Grieche vertilgt sein werde. Dann habe er dem Patriarchen Be-

fehl erteilen lassen, alle Häupter der griechischen Gemeinde bei sich zu versammeln, sie zu fragen, ob sie Untertanen des Sultans oder des Czaren seien, ihnen die Pflicht der Treue gegen den Padiſchah streng ins Gewiſſen zu rufen und die Rebellen in der Moldau und Walachei in den Bann zu thun. Die Depesche enthielt auch die Abſchrift dieſes Bannbriefes, den Gregor, der Patriarch von Konſtantinopel, an den Metropolit in Bukareſt, den ganzen Klerus, die Bojaren und alle Chriſten im Rumänischen Lande richtete, ein Brief in Seelenangst geſchrieben und voll von jenen Begriffsverwirrungen, wie ſie die Politik der Logik und Vernunft ins Geſicht ſchleudert. Der Patriarch von Konſtantinopel, dem ſich tagtäglich das Herz zuſammenzog, wenn er in einer Gäß ſeiner mit dürftigem Prunk aufgeputzten Kirche im ſteilen Hof des Patriarchats im Fanar, den düſter wüchtigen Sarg der heiligen Sophie ſah, den muſelmaniſche Gewaltherrſchaft aus dem herrlichſten Gottesbau der Chriſtenheit, der Sophienkirche, verdrängt hatte, der Patriarch ſchrieb: „Es gibt eine Wahrheit, die leuchtender iſt als die Sonne, nämlich die, daß Dankbarkeit gegen die Wohltäter die Grundlage aller Moral bildet, und daß derjenige, der eine Wohlthat empfängt und ſich dafür nicht dankbar erweiſt, der ſchlechteste unter den Menſchen genannt werden muß. Gegen dieſe Sünde eifert die Heilige Schrift an vielen Stellen, und unſer Herr Jeſus Chriſtus ſelber verzeiht ſie nicht, wie es das Beiſpiel des Judas zeigt. Und wenn die Undankbarkeit zum Überfluß auch noch mit Bosheit und Auflehnung gegen unſer gnadenreiches, mächtiges und unbefiegbares Kaiſerreich Hand in Hand geht, dann ſündigt ſie auch wider Gott, denn die Heilige Schrift ſagt, daß es keine Herrſchaft gibt, ſie käme denn von Gott. Wer ſich alſo

gegen dieses von Gott eingesetzte, mächtige Kaisertum erhebt, der erhebt sich gegen den Willen Gottes." Als zwei solcher Erzfünder wurden dann der Hospodar der Moldau, Michael Souzos, und Alexander Ipsilanti gebrandmarkt und samt der ganzen Getärie mit dem Bannfluch belegt.

Tudor Vladimiresku las den Brief mit all' seinen bischöflichen Unterschriften, die, nach altem Kirchenbrauch, auf dem Altar gegeben worden waren, aufmerksam durch und überreichte ihn dann wieder, ohne eine Bemerkung darüber zu machen, dem Kanzler, dankte, empfahl sich und ritt mit seinen fünfhundert Serben davon, um dem Spatar Valeanu einen Besuch abzustatten.

„Das ist ein Mann!“ sagte Udrişky zu Manöle Gúdju, — „alle Hochachtung! Liest da ein Schriftstück von größter Wichtigkeit und unabsehbaren Konsequenzen und versteht so dazu zu schweigen. Wär' er ein Bojar, verehrter Kir Manöle, er hätte mich jetzt, entweder um mich zu déroutieren oder sich zu orientieren, halb tot geschwächt.“

Manöle Gúdju verneigte sich mit würdevollem Lächeln, zum Dank für das Lob, das seinem Freunde gespendet wurde.

Die Folge der Besuche des Sludjér und der fortgesetzten Vermittelung des Bischofs von Ardjesch war dann endlich ein „Bestätigungsschreiben“, das sich die Bojaren entschlossen an ihn zu richten, und dessen Inhalt lautete: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit und des einigen Gottes. Wir Unterfertigte, bestätigen durch dieses unser Schreiben, daß wir das Unternehmen des Sludjér Tudor Vladimiresku weder für den Einzelnen, noch für das Vaterland schädlich halten, sondern es als ein Werk der Erlösung zum Wohl des Volkes erkannt haben, weshalb

der Sludjér als ein Wohltäter des Landes und Volkes in Bukarest mit offenen Armen empfangen worden ist. Darum schwören wir im Namen des einigen Gottes, daß wir seinem Leben und seiner Ehre nie zu nahe treten und uns ihm und den ihm Gleichgesinnten in allem, was zu Glück und Frieden dieses unseres Vaterlandes beiträgt, verbünden werden; sollten wir diesem Bündnis aber zuwider handeln, uns dem Volkswohl böswillig widersetzen und unsere Versprechungen nicht halten, dann mögen wir nicht allein beim Jüngsten Gericht als Gotteslästerer und Vaterlandsfeinde erscheinen und aller himmlischen Seligkeit verlustig gehen, sondern auch hienieden mögen alle, die dieses heilige Band verbrüderet, uns richten, und wenn sie uns schuldig befinden, verurteilen. Zur Beglaubigung haben wir eigenhändig unterschrieben.“

Und damit die Zahl der Unterschriften nicht zu gering sei, die bojarische Partei nicht als gar zu dünn gesät erscheine, wurden auch Leute mit ganz kleinen Adels-titeln aufgefordert, ihren Namen unter das Schriftstück zu setzen. Trotzdem erzielte man nicht mehr als sechsund-fünfzig Signaturen.

In der Metropole und der Kirche des heiligen Georg war das Anathema bereits verlesen worden, da der Metropolit, trotz der Bitten der Griechen, dem Befehl des Patriarchen nicht zuwider handeln wollte. Darüber weinte Dr. Christaris Tränen, die ihn in Kopf und Herzen schmerzten. Dieser Bannbrief war der äußerste Beweis für die Sklaverei, in der sein Volk schmachtete und die gefährlichste Waffe gegen die Hetärie, denn er mußte viele, die einfältigen Glaubens waren, abschrecken.

Den ganzen Morgen eilte der Arzt von einem Getäristen zum anderen, um jedem, je nach dem Maße seiner Bildung und Auffassungsfähigkeit, zu erklären, daß der Patriarch nur gezwungen das Anathema habe schreiben können, seine christliche und hellenische Seele aber nichts davon wisse. Und als er am Mittag in seine Wohnung, im San Sanct-Jon zurückkam, erschraf der junge Aristias, sein Getreuer, der ihn erwartete, über den Zustand der Erschöpfung, in dem sich Christaris befand.

„Du weißt, wie sehr das Fieber, das dich nun seit drei Monaten nicht verläßt, dein Herz angreift,“ klagte Aristias, „und schonst dich gar nicht!“

Der andere, der mit geschlossenen Augen und schwer atmend auf dem Rand des Divans saß, sagte, ohne der Worte des Jüngeren zu achten: „Das Ärgste ist nicht, daß sie Furcht haben oder schwankend sind in ihren Überzeugungen, sondern daß es ein Mittel gäbe, um jegliche Furcht und alles Schwanken zu bekämpfen und daß dieses Mittel das teuflische Geld ist!“

„Um Gotteswillen, du hast ja keines mehr!“ rief Aristias bestürzt.

„Und hätte ich Millionen,“ fuhr der Arzt auf, „das machte die Sache nicht besser, sondern schlimmer! Verstehst du das nicht?“

„Ja, ja, ich verstehe,“ beschwichtigte der junge Mann. „Aber weil viele berufen doch wenige auserwählt sind, eine heilige Sache in wahrhaft heiligem Geiste zu verfechten, müssen sich diese Auserwählten nicht auch noch zu Grunde richten!“

Christaris lächelte matt und streckte Aristias die Hand hin: „Ich wollte, ich dürfte schon sagen: ich kann nicht mehr.“

„Aber du darfst nicht, das siehst du ein?“ rief der junge Mann voll leidenschaftlicher Ergriffenheit.

„Eigensinniger Logiker,“ murmelte der Arzt.

Da ging die Thür, und mit einem leisen Schrei, der ein Beweis mehr für die Übermüdung und Überreizung des sonst selbstbeherrschten Mannes war, sprang Christaris auf und schloß den eintretenden Hauptmann Jordáke in die Arme. „Endlich kommst du!“ rief er. „Und wie brauche ich dich! Das Anathema, das furchtbare Anathema . . .“

„Habe ich eben in der Kirche dieses Hauses zum Schweigen gebracht und den Priester, der es hier verlesen wollte, samt seinem Diakon nach Hause geschickt. Der wird es seinen Kollegen weiter erzählen, und ich glaube, wir haben Ruhe vor dem Anathema,“ sprach der Olympier grimmig.

Allerdings hatte es des Arztes edler Schwärmergeist anders gemeint. Sowie das Geld widerstand ihm auch die militärische Gewalt als Überzeugungsmittel; von Aposteln mit Feuerzungen träumte er, die nicht die bebenden Körper zwangen, sondern die Seelen; doch drängte die Zeit, und sein eigener Körper war matt, darum nahm er des Kriegers rauhe Hilfe mit einem tiefen Seufzer an. Freudig wurde er erst wieder, als Jordáke ihm mittheilte, daß Fürst Alexander Ipsilanti bald in Bukarest eintreffen werde.

Diese Nachricht machte auch unter den Bojaren den besten Eindruck. Gleichviel ob sie Hetáristen waren oder nicht, atmeten sie auf. Nun hatten sie es doch wieder mit ihresgleichen zu tun, und in den paar Galawagen, die ihnen noch geblieben, — es gab deren nicht mehr viele in Bukarest, weil alle zur Flucht benötigt worden, — fuhren

sie am 28. März zu dritt und zu viert, so gut es mit den riesigen Kopfbedeckungen ging, die sie oft kaum durch den Wagenschlag zwingen konnten, nach dem Schlosse Colentina, das am Nordostrand der Stadt lag, der Familie Ghika gehörte, und wo Fürst Ipsilanti Quartier genommen.

In dem schönen, aber noch kahlen Lindenwald, der als Park diente und in dem sich einige Pavillons befanden, sahen die Bojaren griechische Truppen, und erstaunt blickten ihre farbengewohnten Augen auf die düsteren Uniformen. Da standen und gingen Gruppen von schwarzgekleideten Jünglingen, deren hohe, steife Mützen silberne Totenschädel und Totenknochen mit einem silbernen Kreuz darüber zierten. Das waren die Mabrophoren, die „Heilige Schar“, schlanke Gestalten, feine Gesichter. Und als ein Offizier aus dem Pavillon, in dem sich die Hauptwache befand, vor der die Karossen Halt machen mußten, an den Wagenschlag herantrat und nach Namen und Begehr der Insassen frug, gerieten die Herren schier in Entzücken über seine aristokratische Erscheinung, und Einer hat es sich als besondere Gunst aus, auch den Namen des jungen Kriegers erfahren zu dürfen.

Der Offizier lächelte und sagte: „Dimitri Soukos.“

„Wußt' ich's doch!“ rief der Bojar. „Ein Neffe des verstorbenen Wojwoden, nicht wahr? Und Sie kommen aus Paris, mein Prinz?“

„Ich komme aus Paris. Aber mein Titel ist Hauptmann,“ erwiderte Dimitri Soukos mit einem Gemisch von Anmut und Stolz, das ihm vorzüglich stand.

Der Bojar war ganz Bewunderung. Als die Pferde anzogen, sagte er zum Bischof von Ardjesch, seinem Nach-

barn: „Das klingt anders im Munde eines Adelligen, als in dem eines Plebejers: mein Titel ist Hauptmann!“

„Ganz anders,“ gab Marion zurück, „besonders wenn es in verschiedenen Sprachen gesagt wird.“

Der Bojar lächelte geringschätzig: „Adelige und Plebejer sprechen immer verschiedene Sprachen, heiliger Vater.“

„Darum ist es gut, wenn man beizeiten fremde Zungen gelernt, Glambrötate,“ meinte der Bischof.

Da es schwer war, in einem Meinungsstreit mit Marion das letzte Wort zu behalten, man sich überdies in der bischöflichen Kutse befand und gerade vor dem Portal von Colentina vorfuhr, unterließ es der Bojar, zu antworten.

Das Schloßchen hatte ein Wiener Architekt einfach und vornehm erbaut.

Es ward den Bojaren zum Hochgenuß, wieder in einem Audienzsaal zu stehen und auf einen Fürsten zu warten. Und Alexander Ipsilanti trat, fürstlich und militärisch pünktlich, zu der für den Empfang anberaumten Stunde, in Begleitung seiner zwei jüngeren Brüder, Nikolaus und Georg, ein. Der Archi war kaum dreißig Jahre alt und sah noch jünger aus, er trug die schwarze Uniform seiner Hierolochiten, seine Stirn war sehr hoch, blond das gewellte Haar, auf den etwas scharfen Zügen lag ein bezauberndes Lächeln, und indem er leicht und frei daherschritt, grüßte er schon von weitem die sich nach türkischer Art bis zum Boden verneigenden Bojaren mit einer schön abgemessenen Gebärde der linken Hand. Die rechte fehlte ihm; er hatte sie am 27. August 1813, in der Schlacht bei Dresden, in russischen Diensten verloren.

Die jüngeren Brüder trugen, der eine die langröckige Kosaken-, der andere die bunte Husarenuniform.

Der Anblick der drei jungen Leute begeisterte den Bojaren Nikolaus Bacarésku zu einer Willkommrede, die ein Meisterstück griechischer Sprachkunst war. Er begrüßte die Prinzen als Söhne und Enkel von Wojwoden, deren Regierungen politisch und wirtschaftlich glänzend gewesen und aus deren reichem geistigen Vermächtnis die edlen Sprößlinge gewiß ein Gefühl der Freundschaft für das dacische Volk geschöpft hätten. Er legte ihnen das Wohl des Landes auch jetzt, da sie es als Freiheitshelden betraten, ans Herz.

Nach kurzer Pause antwortete Alexander Ipsilanti mit wohl lautender, leiser Stimme, wie sie Fürsten besonders gut ansteht, weil sie dadurch, ohne Mühe, ehrfurchtsvolle Stille rings um sich erzwingen, und sagte, daß unter den vielen Beziehungen, die ihn mit Dacien verknüpften, auch teure Familienbände seien, da die Mutter seiner Brüder, die Fürstin Safta, aus dem erlauchten Geschlecht der Bacarésku stamme und er somit dem Vornik Nikolaus für seine schönen Worte als einem lieben Vetter danken könne.

Durch diese Wendung hatte der Archi die Bojaren vollends gewonnen, und als er sie aufforderte, ihm in ein Beratungszimmer zu folgen, wo alle um einen Tisch herum Platz nahmen, fanden sie seine Vorschläge vortrefflich. Er riet ihnen, eine Regierungskommission einzusetzen, in deren Tun und Lassen er selbst sich durchaus nicht einmengen wolle, die aber weise daran täte, sich in dem Karpathenstädtchen Kampulung niederzulassen, dessen Lage nahe an den Bergen und an der österreichischen Grenze mehr Sicherheit gewähre als die der Stadt Bu-

farest. Er selbst gedente, aus denselben Gründen, in Tergówischte sein Hauptquartier zu nehmen, und der vortreffliche Parutschik Theodor Vladimírěsku, den er bald zu sich bescheiden werde, müsse sich in Pitěshti verschanzen. Auf diese Weise seien die Truppen im Lande wohl verteilt, zu gleicher Zeit jedoch die beiden Armeen nicht zu weit von einander entfernt, so daß sie im gegebenen Augenblick ihre Kräfte rasch vereinigen könnten. Dieser energischen Bewegung gegenüber müsse die Pforte nun in Bälde alle Forderungen des dacischen Volkes erfüllen.

Wieder atmeten die Bojaren erleichtert auf. Die vornehme Liebenswürdigkeit, mit der ihnen der Prinz die Sachlage darstellte, ließ ihnen alles klar, ja selbstverständlich erscheinen. Und was ihnen besonders einen ganzen Zentner vom Herzen nahm, war die Art und Weise, wie er, mit zwei Worten, zwei freundlichen Worten, diesem Tudor Vladimírěsku seinen Platz anwies. „Der vortreffliche Parutschik, den er zu sich bescheiden werde —,“ natürlich, so standen die Dinge! Der einzige Fehler der Bojaren war der gewesen, sie je anders aufgefaßt zu haben.

Und als die Sitzung damit schloß, daß Ipsilanti die Teilnehmer für den Abend zu einem Empfang einlud, bei dem getanzt und Karten gespielt werden sollte, waren Angst und Sorge der letzten Wochen fast vergessen. Man gab sich dem Genuß des langentbehrten Gesellschaftstones, den die Prinzen in besonderer Vollendung vom russischen Hofe mitgebracht, um so freudiger hin, als der Archi versichert hatte, man könne ruhig sein, da er den Ausschreitungen der Arnauten streng entgegentreten werde.

Auf dem Ball in Colentina erschien auch Sofiana Pantas. Es gab fast keine Damen mehr in Bukarest,

aber selbst unter vielen wäre ihre Schönheit bewundernswert geblieben. Sogar Leventis staunte. Denn heute war Sofiana nicht die üppige Verführerin, heute lag rätselhafte, fast hoheitsvolle Schwermut über ihr, und zu dieser Haltung stimmte auch die Kleidung, tiefblauer Atlas, den Diamanten besternten. Wo sie vorbeikam, flüsterte man: „Eine Juninacht! — Die Milchstraße!“

Die Pantas hatte sich ihren Eroberungsplan vortrefflich zurechtgelegt, indem sie allem, was sie von dem Archi wußte und über ihn in Erfahrung gebracht, Rechnung trug. Ipsilanti war kein greiser Wüstling, wie Kutusoff, kein zynischer und habgieriger Türkenknecht, wie Alexander Soukos es gewesen. Ipsilanti entstammte einem Geschlecht, das großzügiger gedacht als die meisten aus dem Janar. Schon sein Großvater hatte griechisch-nationale Ideale gehegt, noch mehr sein Vater; ihn selbst hatte der Kaiser von Rußland einen edlen Träumer genannt, als der Prinz im herbstlichen Garten von Tzarskoé-Selo das Schicksal der heimatlos umherirrenden Griechen mit dem der flatternden Blätter verglich und dabei die Verse sprach: „Pauvre feuille desséchée, de ta tige détachée, où vas-tu?“ Alexander Ipsilanti war der einzige Janariot, der sich mit Waffenruhm bedeckt. Die kluge Griechin hatte sich auch erzählen lassen, welcher Art Frauen er am russischen Hofe begegnet sein mochte. Sie hatte von dem Einfluß gehört, den Frau von Krüdener, die leidenschaftliche Mystikerin aus Kurland, auf Alexander I. ausgeübt und beschlossen, ihre eigensten, feinsten Waffen zu schleifen. Als Sofiana dem Prinzen vorgestellt wurde und er sie bat, ihm zu verzeihen, daß er sie nur mit der linken Hand begrüßen könne, antwortete sie: „Ich weiß, daß Eure Hoheit die Rechte der Unsterblichkeit

gereicht haben.“ Doch blieb dies das einzige Wort der Bewunderung, das sie dem Archi, wie in durchbrechender Ergriffenheit, spendete; danach hüllte sie sich in eine Art verträumte Skepsis, die sie zugleich anziehend und fast unnahbar erscheinen ließ. Der Prinz sprach ihr seine Freude darüber aus, daß sie als echte Tochter Hellas' mutvoll auf ihrem Posten geblieben. Und sie erwiderte, indem sich ihre herrlich gewölbten Augenbrauen ein wenig hoben: „Nur der erste Tod und die erste Nacht mögen das Menschengeschlecht in Angst und Staunen versetzt haben. Durch die Wiederholung gewöhnt man sich an alles.“

Von ihrer Schönheit hingerissen, betroffen durch ihre Worte, sagte Ipsilanti nach kurzer Pause: „Auch an Ihnen, Mira Sofiana, kann mich ein Vorzug zwar stets in Entzücken, doch nicht mehr in Staunen versetzen. Aber mein philosophischer Gleichmut käme ins Wanken, müßte ich annehmen, daß Sie dem Freiheitszug der Griechen mit kühler Skepsis gegenüber stehen.“

„Ist die Skepsis nicht griechisch?“ sagte sie und ließ ihren Blick voll und forschend auf ihm ruhen.

„Oh! Sie wollen meine Überzeugung auf die Probe stellen!“ rief er, indem eine Blutwelle bis über seine hohe Stirn schlug.

Sie senkte die Augen und schüttelte den Kopf. Dann seufzte sie leise: „Wir armen Griechen —“

„Was meinen Sie, schönste Frau?“ drängte er, fast kindlich bittend.

„Ich denke an ein uraltes Märchen, das ich für wahr halte, — wie alle Märchen,“ sagte sie mit einer Stimme, die von weither zu kommen schien, „ich denke an die im Ozean versunkene Insel Atlantis, von der egyptische Priester dem weisen Solon erzählten, und an ihre götter-

gleichen Bewohner, die auf die Macht ihres Geistes so stolz waren, daß sie untergehen mußten. Ich denke, daß wir Hellenen die Überreste jener Götterkinder sind, von denen sich vielleicht etliche auf einem Schiff gerettet, ein Geschlecht, das zu weise, dessen Urteil zu durchdringend ist für das paradoxale Leben auf dieser Erde, mit seinem Wollen und nicht Können, seinem klaren Erkennen und konsequenten Dawiderhandeln —“, sie schwieg gedankenverloren und blickte auf die bunte Menschenmenge im Saal, als sähe sie sie nicht.

„Dann —,“ sprach der Prinz im Flüsterton, wie einer, der ein Orakel befragt, „dann ist unser Kampf also doch nutzlos —?“

„Nein und ja. Auch er ist uns vorherbestimmt. Moïra hat uns zum nutzlosen Kampf verurteilt. Warum? Das mag sie wissen,“ und wunderbar stolz hob sich der schöne, diamantenumsprühte Kopf; so mochten wahrhaftig die göttergleichen Atlantiden ausgesehen haben, als sie dem Schicksal trotzten.

Alexander Ipsilanti wich den ganzen Abend kaum von Sofiana's Seite. Sie hatte die Mischung für den feinen, exaltierten Mann wohl getroffen: skeptischer Welt-schmerz im griechischen Märchengewande! Sie ward ihm zugleich Muse, Pythia und Egeria, und dabei erwartete er noch andere Offenbarungen ihrer Eigenart, doch ohne sich von deren Beschaffenheit genau Rechenschaft zu geben. Sie aber wußte, was es war, das seine gespannten Nerven in Schwingung versetzte und hielt ihre Verführungskünste noch geheimnißvoll verborgen. Es wurde ihr dies heute nicht schwer, denn ihr Sehnen weilte anderswo, und wenn sie ihre Augen melancholisch über die Menge schweifen ließ, so war es wirklich ein hoffnungsloses Suchen nach

einem goldblonden Dacierkopf, der hier nicht sein konnte. Hier gab es der Gesichter vielerlei, doch keines, das Sofiana so männlich stolz dünkte wie das des jungen Panduren, nach dessen Anblick sie sich sehnte. Das Ergebnis ihrer Musterung teilte sie dann Leventis mit: „In dieser kriegerischen Versammlung sehe ich nur Einen Soldaten.“

„Wen denn?“ fragte verblüfft der plattnasige Georg.

„Jordáke, den Olympier.“

„Und was sind die anderen?“

Mit einem fast unmerklichen Wink ihrer langen Wimpern nach der Mitte des Saales, wo die drei Brüder Ipsilanti gerade beisammen standen, sagte sie: „Feine Herren“

Er unterbrach sie: „Feine Herren können auch Helden sein. In der Schlacht bei Dresden“

Da fiel sie ihm wiederum ins Wort: „Helden können sie sein. Aber darum noch keine Strategen und keine Lenker einer Revolution. Und die Übrigen —“, jetzt bezeichnete ihr Blick eine Gruppe von Mavrophoren, — „Kinder.“

„Ach, schönste Frau,“ meinte Leventis, indem er jedoch vollkommen sachlich blieb und in Ton und Ausdruck jede Anzüglichkeit vermied, „gibt es nicht auch unter den Panduren, deren Organisation du mehr als einmal gebilligt hast, viele, die kaum dem Knabenalter entwachsen sind?“

„Die Panduren sind Söhne von Panduren,“ erwiderte sie unbeweglichen Gesichts, „diese dort Söhne von Kaias, d. h. von Vätern, die seit Jahrhunderten keine Waffen mehr geführt haben. Es sind Schüler, — voll Wissen und Begeisterung, das will ich gelten lassen, —

aber Schüler. Mehr als Theorie kann man von ihnen nicht verlangen.“

„Nun, wir haben doch Männer wie Farmáke, Caravia, Bendedéka —.“

„Ja, Tiger, Nasgeier, Galgenvögel. Sieh dir die wüsten Fratzen an. Und gar neben den Prinzen und den Mavrophoren. Diese armen jungen Leute werden vor ihnen zittern.“

„Um Gotteswillen,“ flehte Leventis leise, denn Opsi-lanti näherte sich wieder der schönen Sofiana, „du sagst ihm doch nicht dergleichen?“

„Mir scheint,“ sprach sie langsam mit überlegen abweisendem Lächeln, „du machst der Kaiserin von Byzanz Vorschriften?“

Ungefähr derselben Ansicht über das hetäristische Heer wie Sofiana Pantas war das Bukarester Volk, als es am nächsten Tag, einem Sonntag, dem feierlichen Umzug der begeisterten Griechen zusah, dessen Ausgangspunkt das Quartier des Hauptmanns Farmáke war. Dort hatte ein griechischer Archimandrit die hetäristische Fahne geweiht; auf deren einen Seite waren die heiligen Constantin und Helene, die das Kreuz halten, gemalt und darunter die Inschrift: „In diesem Zeichen wirst du siegen“, auf der anderen ein Phönix und die Worte: „Ich erstehe aus meiner Asche“. Wie auf Wolken schritt der junge Aristias dahin und trug die Fahne vor dem Zuge her. Hinter ihm marschierten etliche hundert Arnauten mit gezogenen Säbeln. Alle sangen einen Psalm. Dann, als immer mehr Hetäristen herzukamen, wurden die Freiheitslieder des Patrioten Rhigas angestimmt, bis der

Zug auf einem Platz, zwischen einer Kirche und der Dímbovitzá angelangt war, wo ein Te Deum gesungen und dann wie toll in die Luft geschossen wurde, so daß die Kugeln auf die Dächer der nächsten Häuser und der Kirche niederprasselten. Das ohrenzerreißende Schießen dauerte fort, bis der Zug wieder in Farmáke's Quartier, ein verlassenes Bojarenhaus, zurückkehrte, wo die Fahne am Hoftor aufgepflanzt wurde und alle Hetáristen in das Jubelgeschrei ausbrachen: „Nach Byzanz! Nach Byzanz! So soll sie auch auf den Toren von Byzanz wehen!“

Das Bukarester Volk hatte sich die künftigen Eroberer von Byzanz genau angesehen, hatte viele von ihnen erkannt und dann einen Vers auf sie gemacht, der also lautete:

„Ypsilant ist Feldmarschall,
Benedekfa General,
Und die höchsten Offiziere
Sind Brezelbäcker
Und Kuchenhändler.“

Die Unzulänglichkeit dieser Offiziere offenbarte sich täglich, ja stündlich. Nicht allein, daß die Ausschreitungen der Arnauten, gegen die Ypsilanti streng vorzugehen versprochen hatte, nicht unterdrückt wurden, sie nahmen sogar zu. Das Lager des Archi ward ein Schauplatz der Zügellosigkeit; es glich einem tollen Jahrmarkt, den Händler, zumeist Juden und Zigeuner, mit Waren und Lebensmitteln, die von Plünderereien herrührten, durchzogen, den ein stets wachsender Troß von Dirnen auch am helllichten Tag durchschwärmte, wo Trunkenbolde tobten und jeden Augenblick wüste Kaufereien ausbrachen, so daß die türkischen Spione leichtes Spiel hatten. Nachts wollte nie-

mand den Wachdienst versehen. Freilich wurde oben im Schloß die Parole ausgegeben und dem Archi versichert, alles sei in schönster Ordnung. Aber im Lager lachten die Arnauten jedem ins Gesicht, der sie zu irgend einer militärischen Pflicht anhalten wollte. Sie brauchten die Nacht zu anderen Dingen, als im tiefen Morast herumzustapfen, sagten sie, sie brauchten sie, um sich den Sold, den ihnen seit Wochen kein Archi und kein General auszahle, in der Stadt einzutreiben. „Freiheit oder Tod“, — dies war die Losung der Hetärie, — sei ein schönes Wort, aber wenn man zuerst Hungers stirbe, könne man nachher nicht die Freiheit erkämpfen. Dann zuckten die „Brezelbäcker und Kuchenhändler“ die Achseln und gingen ihrerseits auf liederlichen Zeitvertreib aus.

Von dem Treiben der fürchterlichen Gesellen erfuhr der Archi um so weniger, als im Lindenpark, dicht vor dem Thor des Schlosses, wo die Mavrophoren lagerten, in der That Ruhe und Ordnung herrschte. Die vier jungen Hauptleute dieses Korps, Dimitri Soukos, Spiridon Draoulis, Andronikos und Lukas, waren von der Heiligkeit ihrer Aufgabe so durchdrungen, lebten in einer so hohen und reinen geistigen Atmosphäre, daß sie, gleich den Jünglingen, die unverfehrt im Feuerofen des Nebukadnezar fromme Lieder sangen, von dem wüsten Wirrwarr des Ppsilanti'schen Zuges unberührt blieben. Sie besaßen jenes göttliche Gut der Jugend, das zeitlose Empfinden; für sie war nur das Gute und Erhabene, das andere war nicht. Die Namen Caravia, Farmake und Bendefka schlugen fast bedeutungslos an ihr Ohr, derweil ihre Seele mit Pisisrates, Leonidas und Perikles wie mit Genossen verkehrte. Patrouillierten sie durch die Lindengänge des Lagers von Colentina, so dünkten sie sich Peri-

patetiker und hätten sich kaum gewundert, wäre Aristoteles an ihrer Seite gewandelt.

Innig befreundet waren Dimitri Soukos und Drakoulis. Jener, obwohl selbst im Fanar geboren und mit dem verstorbenen Wojwoden nahe verwandt, entstammte einem Zweige der Familie, der sich stolz die „wilden Soukos“ nannte und zu den Klephten im mazedonischen Gebirge gehörte. Der kleine, blonde, blauäugige Drakoulis war in Ithaka zur Welt gekommen und heiter und kühn von Gemüt.

In der dritten Nacht nach der Ankunft der Hetäristen in Bukarest schritten die beiden Jünglinge an der Nordseite des Lagers auf und ab. Das Wetter hatte sich gebessert; der Vollmond stand so strahlend im tiefblauen Himmel, daß er die Sterne verlöschte. Die feine Verästelung der Baumkronen hob sich schwarz vom lichten Firmament und von dem großen See ab, der am Fuß der Böschung des Parks schimmerte. Der Park, der Teich, und dahinter die mondübergossene Ebene lagen in tiefem Schweigen. Nur manchmal hellten Rötter im Dorfe Colentina. Beim Hin- und Wiedergehen der Jünglinge unter dem Schatten der Linden, der noch zart war wie ein Spitzengewebe, blinkten die silbernen Kreuze und Totenschädel auf ihren Mützen und Wehrgehängen, die Sporen klickten leise und leise klangen ihre Stimmen, wenn sie sprachen. Doch ließ Dimitri Soukos das Gespräch des öfteren fallen, um dann gespannt nach allen Richtungen zu lauschen.

„Es ist heute stiller denn je,“ versicherte Drakoulis, „seitdem vor einer Stunde die Festgäste aus dem Schloß nach der Stadt zurückgefahren sind, hat sich nichts mehr gereg.“

Statt zu antworten, nahm Soukos die Mütze ab, lehnte den Kopf an einen Lindenstamm und strich sich mit der Rechten über die Stirn.

„Was ist dir?“ fragte Drakoulis und sah mehr erstaunt als besorgt dem Freund, an dem er solche Anwandlungen nicht kannte, in das vom Mond beleuchtete Gesicht.

„Wenn ich's nur wüßte —,“ gab der andere zurück. „Sag', glaubst du an Vorahnungen?“

Drakoulis dachte nach und meinte dann: „Ich selber habe nie welche gehabt. Doch wissen wir von Kassandra und Tiresias . . .“

„Gott bewahre mich!“ rief Soukos, der über den didaktischen Ernst des jüngeren Genossen wider Willen lachte. „Doch wenn Kassandra und Tiresias immer empfinden mußten, was ich heute Nacht empfinde, so sind sie meines tiefsten Mitgeföhls sicher.“

„Was empfindest du?“ forschte Drakoulis.

„Einen Druck im Kopf, in der Kehle und —“ er schlug mit der Faust an die Brust, „hier —.“

„Am Ende bist du krank, Dimitri?“

„Darüber würde ich kein Wort verlieren,“ erwiderte Soukos verweisend, drückte sich wieder den Kalpak in die Stirn und zog den Uniformspenzer in die Taille, obwohl ihm der enge schwarze Rock, der Pariser Schnitt hatte, bereits wie angegossen saß. Dann tat er plötzlich einen Satz bis in die Mitte des Weges und spähte die Allee entlang.

Dort kam ein Mavrophor gelaufen.

„Hier, Freund!“ rief ihn Dimitri an.

Der Soldat blieb stehen und berichtete atemlos: „Ein Bote der russischen Gesandtschaft aus Konstantinopel!“

Nun eilten alle drei zur Hauptwache, wo sie den tartarischen Kurier fanden, der sich legitimierte.

Dimitri Soukos selber brachte ihn ins Schloß.

Kein Licht war mehr zu sehen. Nur der Mondschein spiegelte blizend in den Fenstern. Es dauerte geraume Zeit, bis der Offizier durch Klopfen am Portal dem Inneren des Hauses ein Lebenszeichen entlockte. Endlich öffnete sich die Tür und ein schläfriger Diener fragte, was es gebe.

„Führe mich sofort zum Adjutanten Lassanis!“ drängte Dimitri Soukos.

Sie betraten die Eingangshalle, die der Mond hell erleuchtete. Das Haus roch nach Wein, Speisen und verlöschten Wachskerzen, denn oben standen die Türen der Bankettsäle offen.

Auch den Adjutanten Lassanis, der im Erdgeschoß wohnte, zu wecken, war nicht leicht, und dann hatte Dimitri erst recht Mühe, ihm die Angelegenheit, die ihn hergebracht, begreiflich zu machen.

Lassanis saß auf dem Rand seines Bettes, gähnte krampfhaft und stieß zwischen dem Gähnen hervor: „Lieber Prinz, Sie sehen doch, daß sie zu spät kommen, — warum sind Sie nicht beim Fest erschienen? — Prachtvolle Weiber —“, er kicherte trunken, „aber Sie sind ja Anachoret —, pardon, pardon —!“

Soukos biß sich auf die Lippen. „Lassanis,“ rief er, „verstehen Sie mich doch! Ein Kurier aus Konstantinopel ist da —.“

„Nun, man soll ihm ein Bett zurechtmachen. Morgen ist auch ein Tag,“ und indem er seine sitzende wieder in eine liegende Stellung verschoben wollte: „Sie entschuldigen, liebster Prinz —.“

Da legte ihm der junge Mavrophor die Hand fest auf die Schulter: „Die Depesche muß sehr wichtige und eilige Dinge enthalten, da der Kurier selbst die Nacht hindurch geritten ist. In Kriegszeiten ist jede Stunde von höchster Bedeutung.“

Der strenge, eindringliche Ernst in Dimitri's Stimme brachte den bezechten Adjutanten endlich zu vollem Bewußtsein.

„Sie sind ein unbequemer Spartaner, liebster Prinz,“ seufzte er, stand auf, wankte zum Waschtisch, rauchte den schwarzen Krauskopf in das massiv silberne Becken, das dort stand, und sagte dann mit nüchtern gewordener Stimme, während er sich das Gesicht mit einem Handtuch abtrocknete, dessen Enden Silberstickereien beschwerten: „Kein Wunder, daß man müde ist, wenn man einen so bewegten Tag hinter sich hat wie ich. Es ist mir nämlich gelungen, den Hauptmann Sawa, der sich bisher unschlüssig und mißtrauisch in der Metropole verschanzt hatte, zu bewegen, seine Aufwartung beim Archi zu machen und sich ihm eidlich zu verpflichten,“ — jetzt fuhr Lassanis in seine Kleider, — „augenscheinlich ein verschlagenes Individuum, ein Anhänger jenes Kallimafi, den die Pforte zum Wojwoden ernannt hat, der es aber nicht wagt, herzukommen. Und nun bitte ich um die Brieffschaften, bester Prinz —.“

„Hauptmann,“ verbesserte Souhos endlich mit einem halben Lächeln, indem er dem Adjutanten ein versiegeltes Paket überreichte.

„Ah pardon, — Hauptmann!“ sagte Lassanis, der jetzt wieder Hofmann war, indem er sich leicht verneigte, „Sie machen mir doch das Vergnügen, Hauptmann, auf meine Rückkunft zu warten, ich werde gleich wieder da

sein, — wach sind wir nun doch, — und ich sehne mich schon seit zwei Tagen danach, mit Ihnen über wichtige Angelegenheiten zu sprechen. Sie sind sehr jung, Hauptmann, aber ich schätze Ihr Urtheil ganz besonders,“ und auf der Schwelle schwatzte er noch zurück: „Ich werde Seine Hoheit aus dem besten Schlaf wecken müssen. Nun, wir stehen alle im Dienste einer heiligen Sache,“ und endlich ging er diesem Dienste nach.

Doch erwies sich die Voraussetzung, Alexander Ppsilanti liege in tiefem Schlaf, als unrichtig. Der Archi lehnte seit zwei Stunden am offenen Fenster und träumte in die Mondnacht hinaus. Nicht von Hellas träumte er, sondern von Sofiana Pantas, die heute wiederum zum Fest gekommen und deren Worte, Mienen und Blicke er zum hundertsten Mal einzeln überdachte, um zu ergrübeln, ob sie seine Huldbigung in Gnaden aufzunehmen gesonnen sei. Der Archi war verliebt mit der tiefen und zarten Blut eines Achtzehnjährigen.

Aber trotzdem Lassanis den Prinzen wachend gefunden, kam er nicht so rasch zurück, als er es Dimitri Souhos versprochen hatte, und es befahl den jungen Offizier, den die Ankunft des Kuriers aus seiner bedrückten Stimmung gerissen, wieder jene Unruhe, die ihm die Kehle zuschnürte. Rasstlos schritt er im Vorssaal auf und ab. Der Diener war schlafen gegangen und hatte den Tartaren mitgenommen. Das Haus schwieg. Langsam verschoben sich des Mondlichts blausilberne Streifen und Felder am Boden und an den Wänden der Treppenhalle.

Da klangen oben hastige Schritte, dann stolperte Lassanis die Stiege herab, und als er Dimitri gewahrte, fiel er ihm mit hysterischem Aufschluchzen um den Hals:

„Wir sind verloren! verloren! unser Beginnen ist Wahnsinn —!“ die Stimme hallte im stillen Hause.

„Lassanis, nicht hier,“ zürnte Soukos, löste des anderen Arme mit strengem Griff, drängte ihn in sein Zimmer, schloß die Türe und sagte: „Nun können Sie sprechen.“

Da kreischte der Adjutant: „Wissen Sie, was der Kurier gebracht hat? Etwa die Nachricht der baldigst eintreffenden russischen Hilfe, auf die man stets pochte? Haha! die Nachricht der russischen Ungnade! Ja, mein Bester! Vollste Ungnade! Der Czar ist empört über Ipsilanti's eigenmächtiges Handeln! Der Prinz und seine Brüder sind aus den Rahmen der russischen Armee gestrichen! Eine hoffnungslose Katastrophe —!“ außer sich warf sich der Mann auf sein Bett und weinte.

Derweil ging mit Soukos eine eigentümliche Veränderung vor. Seine Augen strahlten auf, seine Brust dehnte sich, ein tiefer Seufzer der Erleichterung kam über seine Lippen. „Sagen Sie dem Prinzen,“ rief er, „er möge der Worte gedenken, die sein Vater auf dem Totenbett gesprochen: ‚Vergesst nicht, daß Hellas, um die Freiheit zu erringen, sich nur auf seine eigenen Kräfte verlassen darf!‘ Sagen Sie ihm, daß jeder Mavrophor diese Worte kennt und an sie glaubt. Doch bleibt die Mitteilung, die Sie mir gemacht, bis auf weiteren Befehl, ein Geheimnis zwischen Ihnen und mir.“ Damit ging der junge Mann.

Lassanis richtete sich auf und sah längere Zeit auf die Türe, die Dimitri Soukos hinter sich ins Schloß gedrückt. Dann trat er zu einem Wandschrank, suchte sich eine der vielen Flaschen aus, die dort standen, und trank, ohne sich erst eines Glases zu bedienen, in langen

Zügel den öligen Griechenwein. Darauf bürstete er sein Haar und begab sich wieder zu Alexander Ipsilanti.

Der Fürst lehnte noch immer am Fenster, starrte in die Mondnacht hinaus und hielt den Brief, der die niederschmetternde Nachricht gebracht, in der wie kraftlos herabhängenden linken Hand. Langsam wendete er den Kopf nach Lassanis und sprach müde: „Was willst du? Gegen Verrat haben loyale Menschen keine Waffen. Die Welt wird mich leichtgläubig nennen. Mag sie. Einem kaiserlichen Wort, wie dem, daß einer Schilderhebung in Griechenland russische Hilfe auf dem Fuße folgen werde, nicht Glauben zu schenken, wäre mir als Majestätsbeleidigung vorgekommen“

„Nicht weiter, mein Prinz!“ rief da Lassanis, indem er die Rechte wie beschwörend hob, und mit schauspielerischem Geschick Ton und Haltung des jungen Dimitri Soukos nachahmend, fuhr er fort: „Geruhen Eure Hoheit der Worte zu gedenken, die hochdero seliger Vater auf dem Totenbett gesprochen: ‚Vergesst nicht, daß Hellas, um die Freiheit zu erringen, sich nur auf seine eigenen Kräfte verlassen darf!‘ Jeder Grieche, Ipsilótate, kennt diese Worte und glaubt an sie!“

Wie ein Auck ging es durch Ipsilanti's Gestalt. „Lassanis! Bruder!“ rief er, aber die Stimme versagte ihm, er warf den russischen Brief weg, legte den linken Arm um des Adjutanten Hals und drückte ihn an seine Brust.

„Mein Herr, — mein Stern und Führer—,“ murmelte Lassanis und hob, als der andere ihn wieder freigab, den halbbleeren rechten Armel des Archi zum Kuß an die Lippen.

Nun ging Opsilanti stürmisch im Zimmer auf und ab. Aus den Tiefen seelischer Verwirrung und Ermattung schnellte er zu den höchsten Gipfeln der Begeisterung empor. Er sprach tönende Worte von der Unsterblichkeit des Hellenentums, er dankte den Göttern, daß sie es den Griechen zum zweiten Mal gestatteten, der Welt ein Thermoplä zu zeigen.

Endlich hob Lassanis den Brief vom Boden auf.

Und der Prinz rief: „Darauf antworten wir! Sofort! Licht, Lassanis!“

Der Adjutant entzündete die Kerzen auf einem silbernen Kandelaber, und beide setzten sich an die Arbeit. Sie nahmen den Brief Kapodistrias', der über Konstantinopel gekommen, wo ihn der russische Botschafter der Hohen Pforte mitgeteilt hatte, Satz für Satz durch, und die Vorwürfe, die, als er sie zum ersten Mal gelesen, Alexander Opsilanti vernichtet hatten, erweckten jetzt seinen vollen Widerstand. Er antwortete genau im Tone des russischen Schreibens, indem er die höfliche Form wahrte und alle Ratschläge und Vorschriften nur unter Bedingungen annahm, die ihrer Unmöglichkeit wegen einer kategorischen Zurückweisung gleichkamen.

Der Morgen dämmerte, als das Schriftstück endlich fertig ward.

Auf Opsilanti's Zügen lag tiefe Blässe, doch funkelten seine blauen Augen noch immer streitbar. Im Begriff, seinen Adjutanten zu entlassen, rief er ihn zurück und sagte: „Apropos, diesen Theodor Vladimirevski wünsche ich nun endlich morgen zu sprechen. Es wurde mir gesagt, daß er sein Quartier vor die Stadt, ins Kloster Notrotschéni, verlegt hat, und ich habe ihm volle

achtundvierzig Stunden Zeit gelassen, dies zu tun. Doch nun soll er kommen."

"Zu Befehl, Hoheit," sagte Lassanis; dann, als er schon fast draußen war, kehrte er wieder um: "Verzeihung, mein Fürst, daß ich zu erinnern wage: morgen ist Zahltag der Truppen —."

"Natürlich, mein Freund," nickte Ipsilanti, „zahle."

Und als Lassanis, nachdem er nochmals den griechischen Wein aus dem Keller der Ghika in langen Zügen geschlürft, sich im Bette ausstreckte, kalkulierte er: „So lange es Geld in der heiligen Kasse der Hetärie gibt, werde ich nicht der Esel sein, die Begeisterung des jungen Mannes da oben zu dämpfen —."

Denn dieses Geld gelangte nur theoretisch in die Hände der Soldaten. Tatsächlich stockte es, auf seinem Wege zu den Truppen, in der Tasche des Adjutanten Lassanis.

3.

Rings um das Kloster Kotrotschéni wurden Gräben und Verschanzungen angelegt. Tudor Vladimiresku ließ den Panduren keine Zeit, um in die Stadt hinunter zu laufen. Alles mußte arbeiten oder exerzieren. Er selber stand überall dabei. In die Stadt ging auch er nicht mehr, trotz der Bitten des Bischofs von Ardjesch, dessen Kutsche wohl zwei- und dreimal am Tag den Weg von Bukarest, über die Dimbovika, durch den steilen Wald, bis hinauf zum Kloster zurücklegte, ohne daß Marion den Gludjér Tudor nach Colentina zu Ipsilanti, oder die Bojaren, die über des „vortrefflichen Parutschik“ Halsstarrigkeit wütend waren, nach Kotrotschéni zu bringen vermocht hätte. Doch endlich fand er wieder das richtige Wort, um den Freund gefügiger zu machen.

Er ließ sich zu ihm führen, als Vladimírěsku gerade eine Erdarbeit besichtigte. Der Wagen konnte auf dem zermühlten und von Regengüssen durchweichten Boden nicht benützt werden, und das Anerbieten der Panduren, der Bischof möge sich von ihnen tragen lassen, lehnte Marion lachend ab. Eigensinnig watete er bis zur Stelle, wo Herr Tudor zu Pferde stand. Der lange Priesterrock sah jämmerlich aus, der Bischof wischte sich die Stirn, so anstrengend war das Gehen gewesen, und als Vladimírěsku sein Bedauern ausdrücken wollte, sagte Marion: „Um meine Kleider ist es dir also leid, aber um meine Seele nicht?“

„Wieso?“ fragte der andere erstaunt.

„Durch deinen Troß versinkt meine Seele in tiefere Pfützen als diese da. Du läßt mich durch den Morast der Intriguen waten und reichst mir keine Hand. Mag ich sehen, wie ich mit allen Tschokois und dem Griechen da drüben in Colentina, der fortwährend zu mir schickt, fertig werde.“

Herr Tudor sprang aus dem Sattel. „Steige auf, heiliger Vater,“ gebot er.

Marion schüttelte den Kopf. „Nicht eher, als bis du mir noch eine Frage beantwortest. Jeden Fußbreit deiner Gräben kennen zu lernen, ist dir wichtig, nicht wahr? Du begnügst dich nicht damit, daß Hauptmann Darfa dir meldet, wie die Erdarbeiten aussehen, denn ein Blick, den man selbst tut, ist mehr wert als zehn Berichte. Hältst du es nicht auch für wichtig, deine Feinde kennen zu lernen und dich nicht mit dem zu begnügen, was ich oder andere dir von ihnen erzählen?“

„Steige auf,“ sagte Herr Tudor, „wir fahren zusammen nach Colentina.“

Ypsilanti empfing Vladimiresku und den Bischof mit großer Liebenswürdigkeit. Er sagte: „Ich freue mich, den Kommandanten der Panduren zu begrüßen, dem mein Vater, für seine Tapferkeit, den Titel eines Sludjer und der Czar den Orden des heiligen Vladimir verliehen hat.“

Marion verdolmetschte diese Ansprache; so hatte es Herr Tudor, der nicht griechisch sprechen wollte, bestimmt.

Doch, da sich Vladimiresku nur stumm verneigte und nicht die geringste Absicht zeigte, das Kompliment des Prinzen, das ihm zugleich seine Stellung klar machte, zu beantworten, fuhr Ypsilanti fort, nachdem er die Gäste, durch eine Gebärde zum Sitzen eingeladen: „Meine Pläne und der Zweck meiner Erhebung sind dem Sludjer wohl durch meine Proklamationen sowie durch die Mitteilungen des Dr. Christaris, des Hauptmann Jordake und des Sekretärs des russischen Konsulats genau bekannt. Desgleichen bin ich über die Bestrebungen des dacischen Volkes unterrichtet. Und da dieses Volkes Wunsch nach Befreiung vom Türkenjoch mit dem der Hellenen übereinstimmt, erwarte ich, daß die Panduren den Hetäristen wie Brüder im Kampfe zur Seite stehen.“

Die Antwort lautete: „Beide Völker kämpfen um Freiheit, aber nicht gegen denselben Feind. Der Feind des rumänischen Volkes ist die Mißwirtschaft, die fremde Fürsten und verderbte Bojaren im Lande getrieben. Der Sultan kennt unsere Not; von ihm erwarten wir Hilfe. Auch ist der Kampfplatz der beiden Völker nicht derselbe. Der eure liegt über der Donau drüben. Zwei Schwerter gehen nicht in eine Scheide.“

Mit jedem Satz, den Marion übersetzte, wuchs das Erstaunen des Archi. Dieser Plebejer unterfing sich, ihn,

Alexander Ipsilanti, eines Landes zu verweisen, das seine Väter regiert hatten!

Mit einem Anflug von Hochmut hub er an: „Der Parutschik“

Doch schnitt ihm Tudor Vladimiresku das Wort ab, indem er sich mit großem Nachdruck an den Bischof wandte: „Sage ihm, ich sei nicht mehr Parutschik. Sage ihm, daß Graf Kapodistrias in dem Schreiben an Pini, worin er den Aufstand des rumänischen Volkes mißbilligt, mir mitteilen ließ, daß mir der Czar den Rang eines Parutschik und das Recht, den Orden des Heiligen Vladimir zu tragen, entzieht. Sage ihm, daß es demnach für die Hetärie nicht ratsam wäre, mein Bündnis zu suchen, im Falle der Czar wirklich die Griechen zu unterstützen gedenkt.“

Jetzt wußte der Prinz kaum, was er von diesem Manne denken sollte, desgleichen ihm bisher nicht begegnet war, von seiner unkonventionellen und undiplomatischen Art, politische Fragen zu erörtern, von der Gleichgültigkeit, die Tudor Vladimiresku der Ungnade des Czaren entgegensetzte, indem er die Mißbilligung von russischer Seite sogar als willkommenes Argument gegen ein „Bündnis“ mit der Hetärie benützte. Alexander Ipsilanti wurde es kalt ums Herz bei dem Gedanken, daß er den Verlust der Freundschaft Rußlands geheim halten mußte, und zu gleicher Zeit war sein griechisches Selbstgefühl tief verletzt durch das stolze Auftreten des „walaehischen Bauern“, in dem er einen gefügigen Untergebenen oder höchstens einen ruhm- und gelddürstigen Söldner, wie der Hauptmann Sawa, erwartet hatte.

Ipsilanti ließ eine Pause des Unmuts eintreten, die Tudor Vladimiresku schweigend hinnahm; dann fragte

der Archi kühl: „Darf ich erfahren, weshalb der Studjér den Eid der Hetáristen geleistet hat?“

„Um ihn zu halten, sobald die Hellenen dieses Land verlassen haben werden. Im übrigen habe ich ihnen die Treue nicht gebrochen, da ich nichts Feindliches gegen sie unternahm.“

„Und gegen wen,“ fuhr Ipsilanti, dessen Ton immer schärfer wurde, fort, „steht dann das dacische Volk in Waffen, wenn es dies weder gegen die Türken, noch für die Hellenen, aber auch nicht für die Türken und gegen die Hellenen tut?“

„Gegen die Niederträchtigkeit!“ sprach Herr Tudor mit Donnerstimme, indem er sich plötzlich erhob.

Ebenso rasch stand der Prinz auf, denn dieser Walache schien es sich wahrhaftig zu erlauben, die Audienz nach eigenem Gutdünken zu beenden.

„Ich bedaure,“ sagte Ipsilanti auf französisch, sich ausschließlich an den Bischof wendend, „daß eine Verständigung heute unmöglich war. Doch rechne ich auf die Klugheit und den politischen Weitblick Eurer Heiligkeit, den Herr von Pini bereits zu schätzen wußte.“

Der Bischof versicherte, daß er sein Möglichstes tun werde, was ihn zu nichts verpflichtete, und man schied mit kalter Höflichkeit von einander.

Erregt stieß dann Ipsilanti die Thür zu einem anderen Zimmer auf, wo Bassanis und Leventis knapp Zeit hatten, vom Schlüsselloch zurück zu springen.

„Wer ist dieser Mujik,“ rief der Prinz, „den die Wojaren sich haben über den Kopf wachsen lassen? Und den ich jetzt zu Paaren treiben soll, wie mir scheint?“ Und mit dieser Wendung, dieser rhetorischen Eingebung des Augenblicks hatte er sein Gleichgewicht wiedergefun-

den, fühlte sich durch Tudor Vladimiresku's Haltung nicht mehr in Verlegenheit gesetzt, sondern befahl, den Kriegsrat einzuberufen, und erklärte dort, daß er seinen Plan, in Bälde nach Tergówischte aufzubrechen, festhalte, daß er von seinen Generälen eine genaue Überwachung des Sludjer und von den Bojaren, — was diesen mitzuteilen sei, — fordere daß sie den Pandurenführer dazu bestimmten, nach Bitéschti aufzubrechen.

Nach diesen kategorischen Befehlen ging Alexander Ipsilanti sich umkleiden, denn in einer Stunde sollte er zur Kirche „vom lebenspendenden Quell“ fahren, wo der Aga Evloghie Pantas, in dem türkischen Kiosk, der sich dort befand, dem Archi ein Fest gab.

Doch noch vor dem Prinzen ließ Georg Leventis seinen Wagen rufen und flog im rasendsten Tempo zu Kira Sofiana.

Sie wies ihn ab; sie sei beim Ankleiden.

Er schickte ihr ein Zettelchen, darauf stand: „L. W. war in Colentina“.

Da empfing sie ihn und hieß die Dienerinnen gehen. Doch sah Leventis, daß er sich kurz fassen mußte, denn aus irgend einem ihm unbekanntem Grunde war Gefahr im Verzug; ihre Augen flackerten, ihre Hände waren kalt.

Er berichtete in knappen Worten die schroffe Ablehnung Vladimiresku's, die um so Schlimmeres für die Hetärie bedeute, als jener gewiß im Einverständnis mit den Türken sei. Der Archi habe in großen Zügen Verhaltensmaßregeln angeordnet und den Kriegsrat mit deren Ausführung betraut, aber der Kriegsrat bestehe, — bis auf zwei Ausnahmen, wie Sofiana kürzlich sehr richtig gesagt, — aus allerlei wildem Getier, das, sobald der Prinz das Zimmer verlassen hatte, nichts Klügeres gefunden,

als die Ermordung des Sludjér vorzuschlagen. Da habe Christaris, — der jetzt auch General war, — dem Ohmpier mit einem wahrhaft verzweifelten Blick in die Augen gesehen. Er dachte wohl, man wolle sich wieder an ihn, als an einen Meister gründlicher Heilkunst, wenden. Aber Jordáke wies den Vorschlag mit der Bemerkung zurück, der Sludjér sei sehr gut bewacht und sein Tod könne die Panduren überdies nur reizen. Lassanis aber, der, wenn er halbwegs nüchtern war, gar nicht dumm sei, warf die Frage auf, ob dieser Sludjér Tudor denn keine Fehler habe, ob man ihm mit Geld, Wein oder Weibern nicht beikommen könne? Wieder verneinte Jordáke alles schroff. „Er ist Soldat,“ sagte der Zugenbold. Korpsgeist natürlich. . . .

„Genug!“ schrie Sofiana und warf mit einer ihr eigentümlichen Gebärde der Überreizung beide Arme in die Luft. „Zur Sache! Was willst du von mir?“

„Einen Rat, wie gewöhnlich, Basilissa. Wenn niemand den Riß in der Rüstung erkennt, siehst du ihn doch genau. Sage, wie ist dem Sludjér beizukommen?“

„Nun, durch seine Tugend!“ lachte sie grell auf. „Hat er keine Fehler, so kann man ihn eben nur bei der Tugend packen.“

Leventis sah sie verständnislos an.

„Wie dumm du bist,“ fuhr sie fort. „Was verlangt ein Tugendssamer von seinen Untergebenen? Wiederum Tugend. Und wenn man ihnen dazu verhilft, keine mehr zu haben? Dann hängt er seine Getreuen, oder schießt sie nieder, oder schneidet ihnen die Köpfe ab und stopft sie mit Stroh aus, lauter Dinge, die man sich von eurem Heiligen in Rotrotschéni erzählt. Und wenn er viele seiner Leute gehängt haben wird, dann bleiben ihm we-

niger. Und wenn er sie köpft, werden sie ihm dafür nicht die Hände küssen, sondern ihn hassen. Und wenn sie ihn hassen, dann ist er geliefert.“ Wieder lachte sie, und grausam blizten ihre Zähne.

Leventis wollte sich mit einem Ausruf der Bewunderung vor Sofiana auf die Kniee werfen, doch stieß sie mit dem Fuß nach ihm.

Dann brach sie in Tränen aus und weinte bitterlich und haltlos, als wolle sie nie wieder aufhören.

Denn weder ihrer Klugheit, noch der der berühmten Zigeunerin Radovánska war es diesmal gelungen, dem Banduren Jon Urdareánu auch nur nahe zu kommen.

Herrn Tudor's Besuch bei Opsilanti bewog, obwohl die Beteiligten nichts Näheres über dessen Verlauf verlauten ließen, die Bojaren, sich dem Sludjér wieder zu nähern. Sie folgten der Aufforderung Marion's und fuhren nach Krototschéni hinauf, um der feierlichen Einweihung des Bandurenlagers beizuwohnen.

Gegen die Stadt zu war das Kloster von dichtem Wald umgeben; gen Nordwesten aber tat er sich auf, und dort befand sich das Lager.

Ein Altar war errichtet worden, den kostbare Seiden- und Goldstickereien, aus dem Schatz des Klosters, bedeckten; funkelnde Messbücher lagen darauf, und die Kerzen in den goldenen Leuchtern brannten ruhig in der stillen, sonnigen Luft, denn wolkenlos blaute die Himmelsglocke über der Ebene.

Vor dem Altar stand der Bischof von Ardjesch; so schwächig und unansehnlich die Gestalt, so groß war die Würde, mit der er den goldflimmernden Priesterornat

trug und seines Amtes waltete. Seine klare, weittragende Stimme ließ die schönen orientalischen Kadenzen am Ende eines jeden Satzes lang ausklingen. Und die vieltausendköpfige Zuhörerschaft verstand jedes Wort, denn nicht in griechischer, sondern in rumänischer Sprache feierte Harion das Hochamt.

Ihm gegenüber stand Herr Tudor und lauschte fromm und finster dem Gottesdienst; nur ab und zu warf er einen Blick auf den Halbkreis von Bojaren zu seiner Rechten.

Diese Herren beherrschten ihre Mienen, sie zeigten nicht, wie sie besorgt waren; aber jeder dachte daran, daß Vladimiresku ihm hatte den Kopf abschneiden wollen, und sie sahen den Wall von weißen Panduren, der sie und den Altar umgab, mit anderen als mit jenen Gefühlen an, die ihnen die schwarzen Hierolochiten im Lindenpark zu Colentina eingeflößt hatten. Es fiel ihnen nicht ein, wie bei den griechischen Jünglingen, Betrachtungen anzustellen über dieser Männer ernste, stolze Kraft, über den Adel ihrer Haltung, der nicht das Ergebnis harter Zucht oder verfeinerter Bildung, sondern jedem Einzelnen angeboren, ein freier Ausdruck seiner Persönlichkeit war. Denn von griechischer Kultur waren die Bojaren belehrt worden, aber die urwüchsigte Schönheit des Rumänentums hatte ihnen noch keine Anthologie erschlossen. Darum graute ihnen nur vor der großen Zahl dieser „gemeinen Bauern“, und ihr Grauen wuchs, als sie, nach Beendigung des Gottesdienstes, während Kanonendonner über die Ebene hingrollte und die Klosterglocken zu läuten begannen, das Lager verließen, durch ein vielreihiges Spalier von Panduren um die Mauern herumzogen und den Klosterhof betraten. An den beiden niederen, wuchtig gewölbten Toren in der äußeren und der inneren Mauer

standen ganze Kompagnien auf Wache. Im inneren Hof, vor der Kirche, waren drei Geschütze aufgepflanzt, darunter das große türkische, aus dem Sumpf von Tzinkarényi. Hier war das Lager der Artillerie. Doppelposten wachten an der Treppe mit der schönen steinernen Rampe, die in der linken Ecke des großen Gebäudevierecks zum Archondarif, der Behausung für vornehme Gäste, wo Herr Tudor wohnte, hinaufführte. Die prächtigsten Panduren aber standen oben auf dem Tscherdák, und die zwei, die drinnen im Flur, rechts und links vom Eingang in den großen Empfangssaal, Wache hielten, fielen sogar den Bojaren auf.

„Sieh da, — Erzengel!“ sagte Einer.

„Tag und Nacht,“ ein anderer.

Der Tag war Jon Urdareánu. Sonnig lag ihm das Haar auf den Schultern. Die Kleidung war weiß, mit feiner schwarzer Verschnürung, sowohl der Mantel, als die Toppe darunter, das knappe Beinkleid und die Gamaschen, die, nach oltenischem Schnitt, bis auf die Schuhe herabreichten. Im Gürtel blizten die Pistolen, auf der Schulter die lange, mit Perlmutter eingelegte Flinte. Und strahlend war sein Blick. Denn unter den vielen Nachrichten, die täglich in Rotrotschéni einliefen, war auch die gebracht worden, daß die Bojaren aus Venéschti, von Horez glücklich nach Hermannstadt in Siebenbürgen gelangt seien. Der Berichterstatter hatte besonders von der Tapferkeit der jungen Mädchen zu erzählen gewußt, und daß man die eine unter ihnen, die stolze Sasta Poienáru, „Pandurin“ nannte.

Jéne Jenésku war die Nacht. Er trug die dunkle Tracht des Distriktes Urdjesch, einen schwarzen Mantel und schwarze Kleider, die mattblaue Verschnürung zierte.

Nacht lag auf seinen schwarzen Brauen, Nacht in den schwarzen Augen, schweigender Kummer auf den festgeschlossenen Lippen. Denn für ihn gab es keine gute Nachricht. Allerdings hatte ihn, unter den Beamten, die mit den Bojaren nach Kötrotschéni gekommen, ein Verwandter begrüßt, der vor einigen Wochen aus Pitéschéti eingetroffen. Aber der berichtete, daß der Bojar Radu Jenésku noch immer krank sei, und nach sonst jemand fragte Jéne nicht.

Als die Bojaren sich auf den Sofaß im Prunksaal des Archondarík niedergelassen hatten, theilte ihnen Herr Tudor in seiner raschen und knappen Art mit, daß er drei Punkte mit ihnen zu besprechen wünsche. Erstens, — er selber hatte sich nicht gesetzt, sondern stand neben einem Tisch, auf dem ein Haufen Papiere lag, — werde er ihnen morgen alle diese Zuschriften in den Divan zur Erledigung senden; es seien Berichte, Klagen und Gesuche aus der Provinz, die in vierundzwanzig Stunden beantwortet werden mußten. Zweitens mußten binnen zwölf Stunden Boten an die Donau, nach Djúrdju, zum dortigen Pascha abgehen, mit einer Bittschrift, die, im Sinne des ersten Urk-Magsar an den Sultan, den Pascha aufforderte, einen Vertrauensmann nach Bukarest zu schicken, der die Wünsche der Volksversammlung an Ort und Stelle prüfen könne. Andere Boten seien bereit, zum Pascha von Silistra aufzubrechen, um ihm jene Erklärung des Einverständnisses mit der Volkserhebung zu überbringen, die der Bischof von Ardjesch gestern in seinem, Herrn Tudor's Namen, von den Bojaren erbeten, und die also bis heute Abend, mit allen Unterschriften versehen, fertig sein müsse. Der Pitár Zanku Ziánu selber habe sich erboten, das wichtige Schreiben dem Pascha einzuhändigen. Der Divan mochte auch seinerseits einen Abgesandten

wählen. Drittens habe Herr Udrikh den Sludjér ermächtigt, den Inhalt einer Depesche aus Konstantinopel kund zu machen, in der Rußland die Hetärie auf das Entschiedenste mißbillige und erkläre, ihr nicht die geringste Unterstützung angedeihen lassen zu wollen. Es sei daher für das rumänische Volk von großer Wichtigkeit, die Griechen so bald wie möglich los zu werden und sie zu bewegen, die Donaufürstentümer zu verlassen, wo ihre Gegenwart eine furchtbar verwickelte Lage schaffe.

Dem Sludjér Tudor hier, in Kotrotschéni, in der Pandurenveste, zu widersprechen, wagten die Bojaren nicht, so empört sie auch innerlich über seine Art waren, Befehle zu erteilen, ja die Zahl der Stunden vorzuschreiben, innerhalb deren Arbeiten erledigt werden sollten. Das nannte er die Dinge „besprechen“! Er erwartete augenscheinlich keine Antwort, sondern unterbreitete den Herren das Gesuch an den Pascha von Djurdju zur Unterschrift. Die Bojaren sahen auf den ersten, dem es vorgelegt wurde, und als der die Kielfeder nahm und seinen Namenszug auf das Papier setzte, taten sie eilends alle dasselbe. Zuletzt unterschrieb Herr Tudor als „Kommandierender der Volksversammlung“. Dann erhoben sich die Bojaren um so rascher, als sie sich über die Nachricht von der Verurteilung der Hetärie durch den Zaren untereinander aussprechen wollten. Die meisten glaubten nicht daran, hielten das für eine Lüge, die wohl Marion erfunden, um dem Fürsten Ipsilanti den rumänischen Adel abspenstig zu machen. Marion legte sich ja für seinen Kronprätendenten mächtig ins Zeug. Jetzt wohnte er gar bei ihm, in Kotrotschéni. Heiliger Gott, welcher Zustand der Anarchie!

*

*

*

Tiefer, bitterer als die Bojaren empfand Tudor Vladimiresku die Anarchie im Lande, denn nicht vom persönlichen Standpunkt empfand er sie; ihm blutete, als einer Herrschernatur im edlen, echten Sinne des Wortes, das Herz für das ganze Land. Doch furchtbar waren die Mittel, die er anwandte, um dem Übel zu steuern. Unter den Panduren ging das Gerücht von einer „Garde des Mordes“, die sich Herr Tudor insgeheim geschaffen und deren Anführer ein tapferer Serbe, Kiriak Popésku, sei, den Hadji Pródan empfahlen. Welche Panduren zu dieser Garde gehörten, wußte man nicht, nur die Todesstrafen, die sie vollzogen, wurden bekannt.

Und die Strafen mehrten sich von Tag zu Tag, sei es, daß Herr Tudor, auf Klagen aus der Provinz, die Todesurteile dort vollstrecken ließ, sei es, daß er die Schuldigen, deren er habhaft werden konnte, in Kotrotschéni selbst richtete.

Zumal in die Stadt Bukarest schien der böse Geist gefahren zu sein. Da wurde geraubt, getötet, keine Frau war auf der Straße mehr sicher, und in den verlassenen Bojarenhöfen hatten sich jene Weiber eingenistet, vor denen kein Mann sicher ist. Dort gab es Spielhöllen und endlose Trinkgelage in den erbrochenen Weinkellern.

Zwei Panduren, die an solchem Ort betroffen worden waren, hatte Herr Tudor hängen lassen, noch ehe Marion ihm widerraten konnte.

Heute, als Vladimiresku den Tscherdák verlassen wollte, bis wohin er die heimfahrenden Bojaren begleitet hatte, näherte sich ihm sein rumänischer Sekretär, Petre Poienáru, und bat für seinen ehemaligen Kollegen, Georg Lazar, in dessen Schule er Lehrer gewesen, um Schutz und Hilfe. Einer der Beamten, die in Begleitung der Bojaren

hier gewesen, hatte ihm mitgeteilt, daß Lazar, als er eben im Garten seiner Wohnung im Kloster Sankt Sava Ausmessungen vornahm, von Zaverdjis angeschossen worden war, gottlob ohne daß sie ihn getroffen hätten.

Zaverdjis nannte man die Hetäristen von wegen ihres Rufes: „Za vero!“ — „für den Glauben!“

Herr Tudor tat einen tiefen, zornschnaubenden Atemzug. Dann sah er sich um, gewahrte den jungen Dumítru Jiánu und sagte: „Geh in die Stadt hinab, erkundige dich nach Georg Lazar und bringe ihn nach Rotrotschéni. Am besten wird sein, er bleibt hier. Es soll dich noch ein Pandur mit einem Pferd für ihn begleiten. Hütet euch vor Händeln und haltet euch nirgends auf!“

Im Hinunterreiten durch den Wald, zur Stadt, fing Dumítru Jiánu plötzlich an zu singen: „Hör' ich den Ruckuck rufen und die Amsel flöten, bin ich nicht mehr auf Erden, sondern in Himmelsweiten.“

„He, du singst, junger Herr,“ seufzte der Pandur hinter ihm.

„Kann ich dafür, daß es Frühling ist?“ gab Dumítru fröhlich zurück.

„Ja eben, — da müßten wir hinter unseren Pflügen stehen. Der Ruckuck wird unsere Kinder nicht ernähren.“

„Bis vor einer Woche lag noch Schnee auf den Feldern. Jetzt gebe Gott, daß wir bald irgend einen Feind unter die Fäuste kriegen. Dann . . .“

Da erscholl eines Ruckucks Ruf so nah und laut, daß er ihm wahrhaftig das Wort abschchnitt.

Dumítru mußte hell auflachen, und dann flog ihm

wieder das Lied aus der Kehle, weil er selbst so jung war wie der Frühling.

Bart, wie grünes Licht, umschimmerte das erste Laub die Eichen; aus der braunen Blatterschicht am Boden sprießten die violetten, weißen und korallenroten Rispen des Erdrauchs, die großen Silbertropfen der Schneeglöckchen, die tief himmelblauen Sternchen der Meerzwiebel, und manchmal umwehte Veilchenduft die Reiter. Tiefer unten mengten sich Silberpappeln unter die Eichen, dann kamen große Hängeweiden in der Nähe des Flusses, und zum Ruf des Kuckucks und dem Jubeln der Finken und Meisen gesellte sich vereinzeltes Froschgequak, denn hier standen spiegelnde Pfützen und Weiher unter den Bäumen, und der dammartige Weg war, trotzdem er viel befahren und beritten wurde, oft grundlos.

Von der hohen Holzbrücke über der Dîmbovița sah man die Stadt im Frühlings Schmuck, oder sah sie vielmehr nicht, denn kaum die Kirchtürme ragten aus den lichtgrünen oder schneeweißen Wipfeln hervor. Über Nacht hatten sich die zahllosen Aprikosenbäume, deren Zweige schon mit rötlichen Knospen wie mit Schuppen bedeckt waren, in blendenden Blütenschaum gehüllt. Jede Straße, jeder Hof, jeder Baum boten jetzt eine Fülle von Lieblichkeit. Über den schmutzigen Gäßchen und Winkeln wölbten sich die sonnig durchleuchteten Baumkronen; goldgrün floß das Licht durch die wehenden Schleier der Weiden über schiefen Grabkreuzen, die, um verwahrloste Kirchen herum, aus dem saftigen Rasen ragten. Und überall jubelten Vögel.

Nur wenig Menschen kreuzten den Weg der Panduren.

Als sie im Hof des Klosters St. Sava vor dem Gärtchen abstiegen, dahinter Georg Lazar's Wohnung lag, bot sich ihnen ein sonderbarer Anblick dar.

Lazar saß wie gebrochen auf einer Bank; neben ihm stand ein hagerer Bojar, die Pistole in der Hand, und den Männern gegenüber wachte ein grimmiger Zigeuner über zwei junge Burschen, die mit bösem Troß zu Boden sahen.

Des Bojaren Stimme hatten die Reiter schon von weitem zornig durch den Hof schallen gehört. Doch als er die Ankömmlinge gewahr wurde, legte er die Hand auf Lazar's Schulter und sagte freudig: „Meister, da kommen Banduren des Fürsten Tudor.“

Lazar sah auf; sein Gesicht war bleich, seine schwarzen, dürftigen Kleider mit Sand und Staub bedeckt. Verstört stammelte er: „Gut! Schön! Laß die Kinder jetzt gehen!“

„Die Kinder gehen lassen?“ rief entrüstet der Bojar. „Wißt Ihr auch, Brüder Banduren,“ wandte er sich an die Reiter, „wer diese „Kinder“ sind?“ — Umsonst hob Lazar abwehrend die Hand, — „Diese zwei Elenden haben das Glück genossen, in ruhigeren Tagen, als die Schule von St. Sava noch offen war, des guten und edlen Meisters Schüler zu sein. Und heute haben sie ihn überfallen, ihn gebunden, gemißhandelt und Schätze und Edelsteine von ihm gefordert! Gott sei Preis und Dank, der es gefügt hat, daß ich gerade meinen Freund Lazar besuchen kam. — Verdammte Brut!“ wütete der Bojar gegen die jungen Strolche, und der Zigeuner zeigte die Zähne und sah rollenden Auges auf seinen Herrn in Erwartung, daß ihm befohlen würde, die Knaben zu züchtigen.

Da flehte Lazar fast weinend: „Genug, Freund Tell! Bitte, laß sie gehen!“

„Sie müssen vor Gericht!“ rief Tell.

„Nein! Laß sie gehen! Laß sie gehen! Du bringst mich um. Laß sie gehen!“

Tell schüttelte den Kopf, schrie aber dann: „Hinaus, Ihr Lumpen! und daß Ihr mir nie vor Augen kommt, wenn euch euer Leben lieb ist!“

Wie gescheuchtes Wild stoben die Knaben davon.

„Heiliger Gott, denen hätt' ich gern die Ohren ausgerissen!“ rief Dumitru Ziánu.

Georg Lazar brach in nervöses Schluchzen aus.

„Meister!“ sagte der junge Ziánu mit weicher Stimme, „Herr Tudor läßt dich bitten, zu ihm zu kommen.“

Da rang Lazar die Hände und stieß jammernd hervor: „Ich ein Meister? Ich ein Lehrer? An seinen Früchten sollt Ihr den Baum erkennen! An seinen Schülern den Lehrer! Ihr habt meine Schüler gesehen —“, die Stimme brach, in Strömen liefen ihm die Tränen über die Wangen.

„Aber an ihrer Schlechtigkeit bist doch nicht du schuld?“ rief Dumitru.

„Junger Mann,“ klagte Lazar, „der Heiland sagt, hättet Ihr Glauben wie ein Senfkorn, so könntet Ihr Berge versetzen. Mein Glaube hat nicht einmal dazu ausgereicht, die schwachen Seelen dieser Knaben auf den rechten Weg zu führen.“

„Du vergift,“ fiel der Bojar Tell ein, „wie viele andere Seelen du auferbaut und erleuchtet hast!“

„Meister,“ sagte Dumitru, der nachdenklich vor sich hin geschaut hatte, — „aber sei mir nicht böse, wenn ich

wage so zu fragen, — könntest du den Mißerfolg nicht auf die Schultern nehmen wir Christus sein Kreuz?"

Georg Lazar richtete sich aus seiner gebeugten Haltung auf und strich sich das wirre Haar aus der Stirn. „Wollte Gott,“ sprach er langsam, indem seine vergrämten Züge sich aufzuhellen begannen, „wollte Gott, daß mir noch einmal ein Schüler wie du beschieden würde, der mit seiner jungen Seele Kraft mir fragend den richtigen Weg weist. Ja, du hast recht, auch die Demut, die Berkürschung darf man nicht zu weit treiben, sonst führt sie zum Hochmut. Und wie heißest du, junger Kriegermann, der so christlich zu denken versteht?"

Dumitru wurde rot. Er nannte sich.

„Das wundert mich nicht, daß du ein Zianu bist!“ rief Lazar.

Nun wiederholte der junge Mann Herrn Tudor's Einladung, und der Lehrer ging ins Haus, um sich anzukleiden.

Gerührt blickte ihm sein Freund Tell nach. „Ein Rinderherz,“ sagte er, „bald weint er, bald lacht er. Eine Blume, ein Sonnenstrahl, ein gutes Wort trösten ihn über des Lebens Bitternis.“

Dumitru fragte, ob es wahr sei, daß Zaverdjis auf ihn geschossen.

„Es ist wahr, seufzte Tell, „die Stadt ist zur Mördergrube geworden. Auch laß ich ihn nicht mehr hier, in diesem verödeten Hof allein wohnen. Er muß in mein Haus kommen.“

Dumitru meinte, Herr Tudor werde Georg Lazar oben in Rotrotschéni behalten.

Da machte Tell ein betrübtés und besorgtes Gesicht. „Ich habe gesehen, daß du Herz und Verstand hast, junger

Mann," sagte er, „drum will ich offen mit dir reden. Georg Lazar ist krank und bedarf der Pflege. Seine Nerven sind zerrüttet, denn er hat schwer gekämpft für seinen Glauben und für seine edlen Träume. Obwohl er Herrn Ludor's Erhebung zugejubelt, seine Schüler stets für dies große Ereignis vorbereitet hat, ist ihm doch das Schließen seiner Schule, das unvermeidlich wurde, sehr nahe gegangen. Und, — nun wirst du sehen, junger Mann, wie groß mein Vertrauen zu dir ist, — seitdem er nicht mehr arbeitet, seitdem er es erlebt hat, daß ihn viele Gönner, auf die er glaubte auch als Patrioten bauen zu können, im Stiche gelassen, hat sich eine Art Trostlosigkeit seiner bemächtigt, — und er — — er hat nicht mehr die Kraft, — — er sucht sich —“ es kostete den Bojaren Überwindung, alles zu sagen. „Se, du lieber Gott," seufzte er, „ich darf die Wahrheit nicht verhehlen, denn ich wünsche daß du sie dem Fürsten Ludor mittheilst. Kurz und gut, seine schwarzen Gedanken sucht der arme Lazar im Wein zu ertränken. Drum gehört er nicht hinauf ins Lager, denn, dé, von den Panduren kann man nicht erwarten, daß sie Heilige seien, dann wären sie nämlich keine Panduren, nicht wahr? Aber dieser Siebenbürger ist ein Heiliger, auch wenn ihn jetzt der Teufel der Mutlosigkeit in Versuchung führt. Er ist ein Heiliger, weil er uns das Heiligste gelehrt hat, was es auf Erden und im Himmel gibt: Liebe für alles Gute und Edle. Nun ist es u n s e r e Pflicht, ihn, in diesen schweren Zeiten, zu schützen und zu überwachen.“

„Ich habe dich verstanden, Bojar," nickte Dumitru ernst.

„Also," rief Tell jetzt laut, denn eben kam Lazar in den Garten heraus, „ich zähle auf dich, Hauptmann. Du

bringst mir den Meister unverfehrt in mein Haus zurück," und er beschrieb ihm genau, wo er wohnte.

Als die Kanoniere im Klosterhof zu Kotrotschéni des Georg Lazar ansichtig wurden, sagten sie erfreut: „Seht, hier kommt der Deutsche! Bitten wir ihn, daß er uns hilft, Laffeten zu bauen.“

Sie nannten ihn „den Deutschen“, weil er aus Siebenbürgen stammte und „europäische“ oder „deutsche“ Kleidung trug. Seine Geschicklichkeit als Ingenieur beim Laffetenbau und auch beim Abfeuern der Geschütze hatten sie bereits erprobt.

Das Zusammentreffen mit den Kanonieren, über deren Anerkennung Georg Lazar sichtlich erfreut war, benützte Dumítru Jiánu, um Herrn Tudor vorerst allein aufzusuchen und ihm des Wojaren Tell Botschaft zu überbringen.

Bladimirésku begriff, daß dem Lehrer vor allem Arbeit fehle, und schickte ihn nach kurzem Gespräch zu den Panduren. Mit Zimmern und Hämmern, mit Ausprobieren der Geschützwagen und dann mit Schießübungen verbrachte Lazar Stunden, die ihm wohlthaten, ihn aufrichteten. Bald scherzte er mit den Panduren, bald sprach er Worte der Begeisterung über des Aufstands Ziel, und als er mit Dumítru Jiánu wieder zur Stadt hinabritt, ging ihm vollends das Herz auf und er erzählte dem eifrigen Lauscher, der ihn mit feurigen Grauaugen, tief unter buschigen Brauen hervor, anblickte, aus seinem Leben. Dumítru erfuhr, daß Georg Lazar Doktor der Philosophie und der Jurisprudenz der Akademie zu Klausenburg, Doktor der Theologie der Universität zu Wien und korrespondierendes Mitglied der philologischen Gesellschaft in Halle sei. Auch technische Studien hatte er

betrieben. Er erzählte, mit welcher Liebe er diesen Wissensschatz, so viel er eben hatte ansammeln können, nach Bukarest gebracht. Wie freundlich er auch aufgenommen ward, zumal im Jahre seiner Ankunft da ein besonders guter Stern über seinem Geschick schwebte. Das war die jüngste Tochter des damaligen Wojwoden, die Prinzessin Kallu Karadjá. Was sie getan? Sie ließ Georg Lazar sagen, wie sehr sie seine Bestrebungen schätze. Das war alles. Aber es wirkte Wunder. An anderen, weil sie viel auf das Urtheil der wunderbar klugen Prinzessin gaben, an ihm, — nun, weil sie sein Stern war.

Ob sie schön gewesen? fragte Dumítru.

„Sie war eitel Geist und Güte,“ träumte der Lehrer vor sich hin, „sie glich keinem anderen Menschen“, und nach einer Weile, während welcher der junge Pandur nichts mehr zu fragen gewagt, hub Lazar wieder an: „Dann erlosch mein Stern. Eines Morgens hieß es, der Wojwode habe eine Spazierfahrt unternommen, mit seiner ganzen Familie. Er kam nie zurück. Es war eine Flucht vor der Rache der Pforte und dem Haß seiner Feinde.“

„Warst du — sehr unglücklich?“ fragte Dumítru schüchtern.

„Ich bin es noch,“ erwiderte Lazar ruhig, „aber solange ich zu etwas taue auf dieser Erde und hoffen darf, noch einmal eine Schule zu eröffnen, — Herr Tudor hat heute davon gesprochen, — solange werde ich leben. Dann handle ich gewiß so, wie es meinem Stern gefiele.“

Am Himmel begann das Feuerfarbentest des Sonnenuntergangs und stand in voller Pracht, als die Reiter vor dem Hause des Wojaren Tell anlangten.

Doch im Augenblick, da Dumítru Zianu von Lazar

Abschied nehmen wollte, erschollen Weiberichreie, Schreie der Verzweiflung und Todesangst.

Nur sekundenlang horchte der junge Mann, um sich über die Richtung klar zu werden, dann sprang er ab, rief dem Lehrer zu: „Nimm mein Pferd mit in den Hof!“, rannte davon und war im Nu verschwunden.

Er kannte diese Vorstadt genau; sein Pferd wäre ihm hinderlich gewesen, denn hier lagen die Bojarenhöfe regellos, und schmale Wege, die sich manchmal zwischen Gartenmauern oder Zäunen derart verengten, daß ein Reiter gar nicht durchkam, führten in hundert Krümmungen um die großen Grundstücke herum. Eine Gegend wie geschaffen für Überfälle auf Wehrlose und sogar auf Wehrhafte, wenn sie vereinzelt, und derer, die im Hinterhalt lagen, mehrere waren, zumal die Bojarenhöfe jetzt fast alle unbewohnt und unbewacht dalagen.

Wie vom Sturmtwind dahingeweht, den gezogenen Säbel in Bereitschaft, stieß Dumitru Jianu mit einer Gruppe von drei Männern zusammen, die das schreiende Weib schleppten. Dem einen, der zuborderst ging, haute er die Schulter entzwei, und vor dem rasenden Jüngling nahmen die zwei anderen Reißaus.

Die Frau lehnte halb besinnungslos an der Mauer. Sie war alt. Beim ersten Blick erkannte sie der Retter. „Mutter Dobrina!“ rief er.

Das weckte sie. Sie riß die Augen auf. „Heilige Mutter Gottes, — mein Herrchen,“ stammelte sie, fiel ihm zu Füßen und schluchzte.

Er hob sie auf. „Wo wohnst du? Sprich rasch! Ich führe dich heim.“

Dann trug er sie mehr als er sie gehen ließ, und durch ein Pförtchen in hoher Mauer, zu dem sie ihm den

Schlüssel gab, betraten sie einen großen Garten. In rot-schimmernden Fluten brach der Abendchein durch der Obstbäume Blütengewölk und gab schier überirdisches, zugleich mildes und starkes Licht, darinnen alle Farben doppelt leuchteten und doch wie mit Goldstaub verschleiert waren; die untersten Spitzen der herabhängenden Äste, die letzten Blütenbüschel aber schienen sich fast aufzulösen in goldenem Dunst.

Tief geduckt unter den schneeigen Kronen stand ein kleines weißes Häuschen mit rotbraunem Schindeldach. Den Fuß seiner Mauern umwucherten hell- und dunkelblaue Hyazinthen so dicht, daß es aussah, als wollten sie sich über die niedere Schwelle bis in den Flur hinein drängen. Unbehelligt wucherten sie da; niemand trat sie nieder. Der Garten war still und einsam, mit seinen weißen und frühlinggrünen Tiefen, als läge er am Ende der Welt, nicht aber am Ende der Stadt Bukarest, die zwei aufständische Heere umlagerten. Doch war die Einsamkeit nur scheinbar, denn das große Wojarenhaus, zu dem das Grundstück gehörte, das freilich fast die Ausdehnung eines kleinen Landgutes besaß, das Wojarenhaus mit all seinen Wirtschaftsgebäuden befand sich auf einer anderen Seite.

„Wieso bist du denn hier?“ fragte Dumitru, „du warst doch bei den Bibésku in Craiova gut aufgehoben?“

„Gott, Gott,“ sagte die Alte, „laß mich erst zu mir selber kommen, mein Herrchen, mein Liebling!“ und als sie das Häuschen betreten, küßte sie ihm die Hände, die Arme, den Mantel, und gab dann endlich Bescheid auf seine Frage. Die Familie Bibésku hatte, als sie aus Craiova flüchtete, Dobrina nach Bukarest, zur alten Frau Zoe Patzimadis, die da vorn im großen Hause wohnte,

geschickt. Der verstorbene Patzimadis war Intendant der Bibésku gewesen. Man meinte, Dobrina werde hier, bei Griechen, denen die Hetäristen nichts antäten, gut aufgehoben sein. Und sie war es ja auch. Sie seufzte tief. Nur heute hatte sie in die Kirche Sanct Miná gehen wollen und da — — —

„Bist du krank?“ unterbrach sie Dumítru, der wußte, daß der heilige Miná als ein besonderer Fürbitter bei Krankheit galt.

„Nicht für mich wollt' ich beten, Liebling,“ erwiderte sie, „ich schiebe gern aus dem Leben, wenn mich der liebe Gott nur rufen wollte. Aber im großen Bojarenhause, da wohnt jemand, um den mir bangt. Das ist die Nichte der Frau Zoe.“

„Und du hast sie lieb?“

„Wie sollt' ich sie nicht lieb haben? Sie ist gut, wie deine Mutter selig es gewesen. Und schön, und jung, Ein Kind noch. Aber die alte Teufelin da drüben, die bringt sie um,“ und indem sie Dumítru zu sich herabzog, flüsterte sie ihm ins Ohr: „die will sie verschachern, an den Ppsilant' oder an einen seiner Bretelbäcker.“

Der junge Mann reckte sich zornig empor. „Verdammt Griechen!“ murmelte er.

Da zog ihn Dobrina noch einmal herab: „Nein, Liebling, nein,“ und jetzt hielt sie sich auch noch die Hand vor den Mund, als sie ihm zuraunte: „Die Patzimadis ist eine Rumänin. Nur ihr Mann war Grieche. Und noch ein Rumäne hilft ihr bei ihren elenden Streichen, ihr Bruder, der Priester in der Kirche St. Anton. Auch steckt sie unter Einer Decke mit dem Griechen Zamfiropol, der das Haus an der Ecke, neben der Kirche des Miná, bewohnt. Sicher hat der die Strolche auf mich gehezt,

als ich aus der Kirche kam, denn die alte Teufelin da drüben die fürchtet sich vor mir, darum hat sie mich aus dem Hof weggeschickt und mir dies Hüttchen angewiesen. Und dem Anka, der Anka, hat sie verboten, zu mir zu kommen."

Dumítru Ziánu's Augen glühten unter den finster zusammengezogenen Brauen. „Und ahnt das Mädchen . . ." hub er an.

„Ob sie weiß und was sie weiß, kann ich dir nicht sagen. Aber sie welkt wie eine Blume ohne Sonne — Gott!" unterbrach sich die Alte, indem sie, vor Staunen starr, in den Garten sah.

Dort kam, unter den Obstbäumen, durchs junge Gras, darin die blauen Hyazinthen blühten, ein Mädchen gegangen; ein weiches, weißes Mulltuch umrahmte ihr die schwarzen Scheitel und das schöne Oval des blassen Gesichtes mit den großen schwarzen Augen. Den grauen Mantel hielt sie fest um die schlanken Glieder gezogen, als friere sie. Leise, wie ein Schatten, schwebte sie ins Häuschen herein und blieb dann wie angewurzelt stehen, als sie den fremden jungen Mann gewahr wurde.

„Heilige Filoftea, — heilige Paraschiva!" rief Dobrina, die sich bekreuzte, „erschrick nicht, Liebling! Sieh, hier ist mein Herrchen, dessen Amme ich gewesen. Ich hab' dir von ihm erzählt. Der Bojar Dumítru Ziánu. Der ritt dort am Ende des Gartens vorbei — und sang —, und ich hab' seine liebe Stimme erkannt und rief ihn herein," — sie nahm Anka bei der Hand, — „komm, Liebling, komm, vor dem brauchst du dich nicht zu fürchten."

Aber Anka fürchtete sich nicht. Ja, sie sah Dumítru

Ziánu mit fast andächtigem Vertrauen an und sagte: „Bist du ein Hauptmann des Fürsten Tudor?“

Sie sprechen zu hören, war wohliger Genuß, denn ihre leise Stimme gemahnte an das tiefe Gurren der Wildtauben.

Dumítru bejahte die Frage.

„Wird Fürst Tudor das Land bald von den Griechen befreien?“

„Das gebe Gott!“ sagte der Pandur aus ganzer Seele. Und die beiden jungen Augenpaare vertieften sich sekundenlang ineinander.

Dann senkte Anka den Blick.

Dumítru Ziánu fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Ich muß gehen,“ sagte er. „Aber ich komme wieder, Mutter Dobrina.“

Die Alte begleitete ihn, um ihm das Mauerpförtchen zu öffnen, und auf dem Wege dahin drang er in sie: „Hüte das Mädchen, so gut du kannst, hörst du? Laß mich rufen wenns nottut, hörst du? Ich komme wieder, bald, — aber dringt die Gefahr, so laß mich rufen, hörst du?“

„Ja — ja,“ seufzte Dobrina. Das Mädchen hüten? Wie? Ihn rufen lassen? Durch wen? Hatte man sie nicht hier, in die hinterste Ecke des riesigen Obstgartens verbannt, und rührte sie sich da heraus, dann geschah, was eben heute geschehen war. Doch sagte sie das alles nicht, um ihn nicht noch mehr zu beunruhigen, wie sie Anka auch den Überfall in der Straße verheimlicht. Sie hatte ein Mutterherz und verstand zu schweigen, wo reden nutzlos, ja grausam gewesen wäre. Lieber nahm sie selbst verdoppelte Angst auf sich. Verdoppelte, — denn ihr junger

Herr ging nicht, wie er gekommen. Der Ausdruck in seinen Augen hatte sich verändert. Für ihn und wohl auch für das Kind, die Anka, hätte sie jetzt in einer anderen Kirche beten mögen, in der Kirche Olári oder in der „vom silbernen Messer“, deren Muttergottesbilder an liebenden Herzen Wunder taten. Aber beide lagen zu weit entfernt für die alte Frau, bei den jetzigen unsicheren Zeiten. Dobrina seufzte, und als sie das Pfortchen öffnete, packte sie kalter Graus: „Du gehst doch nicht den Weg, den du gekommen, Herr Dumitru, — an der Stelle vorbei, wo —? Heilige Jungfrau, wenn die Strolche dort noch lauerten!“

Vor der eigenen Gefahr fand er seine Sorglosigkeit wieder und beruhigte Dobrina lachend.

Dann lief er stracks zur Kirche des heiligen Miná. Im engen Mauergäßchen war niemand mehr, nur dunkelte viel Blut an der Stelle, wo er dem einen Gallunken die Schulter zerhauen. Die Kumpane hatten den Verwundeten wohl geholt.

Es hielt ziemlich schwer, den Priester aus seinem Hause heraus zu klopfen. Die Menschen verrammelten ihre Türen und trauten denen, die hereintollten, nicht. Doch freute sich dann der würdige Mann über den tapferen jungen Panduren, der ihm sein heutiges Erlebnis mitteilte und ihn bat, ein wachsames Auge auf die Frauen im Hause Patzimadis zu werfen und im Notfall rasche Botschaft nach Rotrotschéni zu schicken.

Als Dumitru Ziánu dann am Hofe des Griechen Zamfiropol vorbeikam, schien es ihm, als höre er Flüstern hinterm Tor, als öffne sich das kleine Türchen und als sähe man ihm nach. Doch hatte er keine Zeit mehr, zu verweilen und nach Feinden zu fahnden, denn die Däm-

merung brach herein und es war ihm befohlen worden, die Stadt vor Einbruch der Nacht zu verlassen. Er holte sein Pferd aus Tell's Hof. Auf dem Ritt nach Rotrotschéni aber war es ihm, als zögen eiserne Laue sein Herz zurück nach dem verzauberten Obstgarten. Er zermarterte sein Hirn nach Vorwänden, um baldigst wieder nach der Stadt hinab zu kommen, was von Herrn Tudor, ohne besondern Anlaß, nicht zu erlangen war.

Wie ein Wunder dünkte es daher Dumítru Jiánu, als ihn der Sludjér schon am nächsten Morgen wieder mit einem Gang betraute. Der Grund war, daß der junge Mann, der mit der Familie Bibésku oft in Bukarest gewohnt, die Stadt genau kannte. Dumítru sollte dem Bankier Zottovitschéanu einen Brief des Herrn Tudor überbringen, und dieses Mannes Hof lag nicht weit von dem der alten Patsimadis, — doch mußte der Pandur dunkle Kleider anziehen, um so wenig wie möglich aufzufallen.

Wie der Wind fegte der junge Mann durch den Wald hinab, über den Fluß hinüber und ließ dann sein Pferd im großen Han des Manuk-Bej, um alle Abfürzungen des Weges durch Gräben und Baunlücken, durch Mauerbreschen und jene engen Stege zwischen zwei Höfen benützen zu können.

Der Han, dessen buntes, lärmendes Menschengewirr sprichwörtlich war, lag jetzt still, mit geschlossenem Tore, und Dumítru mußte eine Weile klopfen und parlamentieren, bis sein Tier Einlaß fand, dann eilte er über die Straße hinüber, um das Grundstück der Kirche St. Anton

zu durchqueren, das, an dieser Seite, ein breiter Graben begrenzte.

Da hörte er Hufschlag hinter sich und Stimmen voll hehenden, triumphierenden Hohns, die auf griechisch riefen: „Er ist's! Er ist's!“ Er wandte sich rasch und sah fünf Reiter auf ihn zusprennen.

Raum hatte Dumitru Zeit, die Böschung hinan und von dort in das grüne Gestrüpp, das den Graben füllte, zu springen, als auch der vorderste Arnaut sein Pferd den kleinen Abhang hinauftrieb und die Pistole gegen den jungen Mann vorstreckte.

Den packte Kampfeswut, doch im selben Augenblick dachte er an seine Botenpflicht und an Anka, reckte sich aus dem Gestrüpp empor und rief: „Was? Einen Griechen willst du ermorden?“

Seine Aussprache war so untadelig, daß der Arnaut stutzte und die Waffe senkte.

Mit einem Satz war Dumitru aus dem Graben draußen, bog um die Mauerreste, die dahinter lagen, und rannte davon, durch den Hof der Kirche und dann zwischen den Lehnhütten der „Zigeunerei“, die zu St. Anton gehörte.

Bald merkte er, daß man ihn verfolgte. Doch war er leichtfüßig und stark wie ein Hirsch, und kaum daß sein Herz rascher schlug, als er, nach einem tollen Lauf von etwa zehn Minuten und dem Überklettern einer hohen Hofmauer, die Kirche St. Miná erreichte. Dort kam gerade der Priester aus dem Gotteshaus heraus.

„Vater,“ sagte Dumitru Zianu, „ich werde verfolgt. Ich müßte meine Kleider wechseln, damit sie mich schwerer erkennen.“

Ohne zu zögern, streifte der Geistliche seinen Ornat ab,

ab, hing ihn über Dumítru, gab ihm das Evangelienbuch in die Hand und drückte ihm den Botkap auf den Kopf. Seine Mütze stopfte sich der Pandur in den Stiefelschaft. Und während des eiligen Verkleidens fragte er: „Ist im Hause der Patjimadis nichts gesehen, Vater?“

„Ich weiß von nichts,“ erwiderte der Priester.

Dann ging Dumítru weiter und kam glücklich in den Hof des Bankiers Zottovitscheánu. Als er oben, im Rauchzimmer, saß, während der Hausherr den Brief des Sludjér Tudor las, überlegte er, wie er nun rasch zu Dobrina gelangen könne, und lehnte Zottovitscheánu's besorgtes Anerbieten, bis zur Nacht bei ihm zu verweilen, ab. Kopfschüttelnd begleitete der Bankier den jungen Boten auf den Brüdewör, doch schon als sie die Treppe hinabstiegen, sahen sie Arnauten vor das Tor sprengen.

Da sagte Zottovitscheánu laut: „Steige auch in den Keller hinab, Vater, denn er ist voll unreiner Geister.“ Er selbst blieb stehen und erwartete den Griechen, der den Hof betrat und fragte, ob hier nicht ein junger Mann vorbeigekommen, den sie suchten.

Derweil ging Dumítru, den Kopf auf sein Evangelienbuch geneigt, so daß ihm das lange Haar über die Wangen fiel, an dem Arnauten vorbei und stieg durch das große, mit Eichenbohlen vergitterte Tor unterm Brüdewör, in den Keller hinab.

Als die Arnauten gegangen, folgte ihm Zottovitscheánu und redete ihm ins Gewissen: „Du siehst, es sind verdamnte Spürnasen. Überdies wohnen Kaşaróns genug in dieser Gegend, bei denen sie Unterschlupf finden und dich beobachten können, selbst wenn du meinst, die Gassen seien leer.“

Nichts half. Zottovitscheanu seufzte: „Jugend! — Jugend!“

Und seines Alters Voraussicht behielt Recht: kaum war der verkleidete Priester um eine Ecke gebogen, als ihm die Verfolger von neuem auf den Fersen saßen. Er entkam ihnen durch einen Hof, wo er den Hausherrn fand, den er kannte, und ihm zurief: „Griechen machen Jagd auf mich. Gib mir eine Leiter, daß ich über die große Mauer am Ende deines Gartens klettern kann!“

Der Mann tat es. Dumitru stieg auf die Mauer und ließ sich drüben an einem Pflaumenbaum herab.

Jetzt aber war er ganz von der Richtung abgekommen, die ihn zu Dobrina geführt hätte. Doch blieb ihm keine Zeit, dem Bohn und dem Schmerz, den er darüber empfand, sich hinzugeben. Denn wenngleich er sie hier noch nicht sah, so hörte sein aufs äußerste geschärftes Ohr die Feinde schon wieder in der Ferne.

Hier war die Stadt zu Ende. Weingärten begannen. Eine zartgrüne, busch- und baumreiche Landschaft, aus der, auf dreihundert Schritt Entfernung, sich die drei Türme einer Kirche erhoben. Dumitru kannte sie wohl, denn als Knabe dehnte er seine Streifzüge oft bis hierher und noch weiter aus. Die Kirche des heiligen Stefan gehörte zu einem Dörfchen, dessen rauchgeschwärzte Bindendächer hier und dort aus dem Frühlingsgrün hervorglugten. Die Gegend war flach, das Laub an Busch und Baum noch durchsichtig. Keine hohe Mauer, kein Bojarenhof verbarg den Flüchtling vor den Verfolgern. So galt es, sich eine andere Art Deckung zu schaffen. Und Dumitru Zianu öffnete, nachdem er das Gotteshaus in raschem Lauf erreicht, mit kundiger Hand ein kleines Holztürchen links in der Kirchenmauer, dahinter Glocken-

stränge sichtbar wurden, — eine nur dieser Kirche eigentümliche Einrichtung, — und begann zu läuten.

Die Bauern kamen gelaufen und umstanden angstvoll den unbekanntem Priester, der, im Ornat, am Fuß des linken Kirchturms kniete und mit Ungestüm die Stränge zog.

Plötzlich ließ er die Stricke fahren, der Glockenton verwimmerte. Der Priester sprang auf und schrie: „Betet und wachet! Rufet die jungen Leute, daß sie sich bewaffnen, denn das Land ist in Gefahr!“ Dann stürmte er, das Evangelienbuch im emporgeredeten Arm, durch die Menge.

Die hatte noch nicht begriffen, was das eigentlich bedeute, als von der Stadt her fünf Reiter angaloppierten, und während sie, wie Dumitru Jianu vorausberechnet hatte, ihren Ritt verlangsamen mußten, weil ihnen das angesammelte Volk den Weg verspernte, während sie zornig fragten, was der Zusammenlauf bedeute und ob kein Flüchtling vorbeigekommen, und dann in gräßliches Fluchen ausbrachen, weil hier niemand griechisch verstand, hatte der vermeintliche Priester seine Messgewänder in einen Graben geworfen und rannte in östlicher Richtung weiter, in der Hoffnung, dann wieder links, gegen die Stadt abzubiegen.

Das aber vereitelten die Verfolger, die ihr Wild endlich, hier auf offenem Feld, deutlich vor sich sahen und es nun heßen und jagen konnten, wohin sie wollten. Dennoch gelang es Dumitru's zielsicherem Auge, eine „Zigeunerei“ zu erspähen, und seinen stählernen Muskeln, sowie der Kraft seiner Lungen und seines Herzens, noch vor den Reitern die Hütten zu erreichen und ihnen in einem jener schmalen Durchgänge zwischen Bretterzäunen noch einmal

zu entflüpfen. Der Mündung dieses Gäßchens gegenüber lag, auf runder Erdwelle, die Kirche des heiligen Dumitru. In ihrem Hofe mußte sich der Pandur an einen Baumstamm lehnen, denn jetzt, in der vierten Stunde seiner rasenden Flucht, fing er an, atemlos zu werden, seine Kehle brannte. Doch durfte er nicht verweilen, weil hier das Lagergebiet der Hetäristen begann; Colentina war nicht fern. Die Arnauten hatten ihn trefflich in die Enge getrieben. Die Wut darüber gab ihm wieder Spannkraft, sie sollten ihn nicht bekommen! In großen Sätzen sprang er, wo die Ringmauer der Kirche verfallen war, den Hügel hinab und wieder hinaus aufs weite Feld, diesmal die Richtung der Kirche „zum lebenspendenden Quell“ einschlagend, von wo aus er geradentwegs nach Khotrotschéni zu rennen gedachte. So war er, in weitem Bogen um die halbe Stadt herumgejagt worden. Jetzt lief er auf frischem Rasen, und der dämpfte den Galopp des Pferdes, das plötzlich an Dumitru's rechter Seite hervor schoß, wobei der Reiter mit dem Säbel nach dem Panduren hieb. Der junge Jiánu fühlte einen schmerzenden Schlag auf der Stirn und sah feurige und schwarze Kugeln vor den Augen durcheinander wirbeln, dann sah er das zu plötzlich verrissene Pferd des Angreifers sich überschlagen und den Arnauten stürzen. Noch einmal lief er weiter. Doch in einer Vertiefung im Feld brach er zusammen.

Dort hockten vier Zigeuner, die sich des Frühlings freuten und geigten.

Sie sprangen auf, starrten das bleiche, mit Blut und Schweiß bedeckte Gesicht des jungen Mannes an, und einer rief: „Gaoled! das ist ja der Herr des Mitika, das ist der Bojar Dumitru Jiánu!“

Kasch schob ein anderer den Kopf bis an den Rand des grünen Loches, in dem sie saßen, erspähte nahende Reiter auf dem Feld, begriff, daß es sich um Verfolgung handle, wechselte mit den Genossen ein paar Worte in ihrer eigenen gurgelnden Sprache, legte einen ihrer Mäntel um Dumitru's Schultern, einen ihrer breitkrempigen Hüte behutsam auf seinen Kopf, gab ihm die Fiedel in die Hand und sagte: „Spiele, Herr, spiele!“

Da schnaubten auch schon die Feinde heran, machten am Rand der Grube Halt und sahen hinein; vom Mundstück der Pferde troff Schaum in Flocken über die Gruppe da unten.

Dumitru Jiánu spielte, ohne aufzusehen.

Der jüngste Zigeuner hielt den Hut empor und leierte den „hohen Herren“ Betteleien entgegen.

Ein Peitschenhieb und ein Fluch lohnten ihm den guten Einfall.

Die Arnauten ritten weiter.

Jetzt ließ Dumitru die Fiedel sinken, sagte: „Bringt mich in die Kirche Zoodóhpighi —, holt den Mitíka, meinen Zigeuner, aus Kotrotschéni — — Wasser —,“ und verlor die Besinnung.

Der jüngste der Burschen lief gleich davon. Und die drei anderen trugen den Bojaren, vorsichtig den Schutz der Bäume suchend, in den Hof der Kirche „zum lebenspendenden Quell.“

Die Gotteshäuser am Rande der Stadt waren von ihren Priestern verlassen worden. So öffneten die Zigeuner die Kirchentür mit Gewalt — darin waren sie Meister — und legten Dumitru drinnen auf ein Bett aus schnell gepflückten Zweigen und Gras, das sie zwischen den Gräbern ausgerauft.

Dort fand ihn Mitika, als er, bei Sonnenuntergang, von Rotrotschéni angepresngt kam.

Im geheimnisvollen Dämmern, den das scheidende Purpurlicht und das violette Dunkel im weihrauchgeschwängerten Kirchenraum woben, lag Dumítrum Jiánu, sehr bleich, mit eigentümlich hellen, starren Augen. „Mitika,“ sagte er, „ich habe heute dreimal gelogen. Zum ersten Mal im Leben. Und dreimal am selben Tag. Zuerst als Grieche. Dann als Priester. Zuletzt als Lautár.“

Der Diener kannte nur das letzte Ereignis der furchtbaren Flucht seines Herrn, das ihm der junge Zigeuner mitgeteilt; aber seinen Herrn kannte er genau und verstand, was er mit der Lüge meinte. Er hätte ihn gern zum Schlafen gebracht, doch schlossen sich die hellen Augen nicht, und die ganze Nacht hindurch sprach die klare Stimme dieselben Worte der Selbstanklage; gegen Morgen kam dann noch ein Satz hinzu: „Ich habe nicht gekämpft, sondern mich verkleidet.“

Erst am dritten Tage gelang es Mitika, nach Rotrotschéni zu eilen, um dort Hilfe für seinen Herrn zu suchen. Als die Wanduren den Zigeuner sahen, sagten sie ihm: „Gott sei Dank, daß du endlich kommst! Hier gibt's Sturm von wegen deines jungen Herrn Ausbleiben! Es hat sich das Gerücht verbreitet, daß er einen Arnauten erschlagen. Dann kam der Bankier Bottonovitschéanu und berichtete, Dumítru Jiánu sei verkleidet bei ihm erschienen, weil er verfolgt wurde. Und schließlich brachte der Priester von St. Anton die Klage seiner Schwester, des Inhalts, daß ein Hauptmann aus Rotrotschéni ihre Nichte habe rauben wollen.“

Mitika, ein schlanker Bursch mit klugem Gesicht, dankte den Männern für ihre Warnung und ging nicht

zu Herrn Tudor, sondern zum Bischof Marion. Und wie schwer das Ungewitter drohte, das sich über Dumitru Zianu zusammengezogen, war daraus zu ersehen, daß sich der Bischof selber auf den Weg machte und den Verwundeten in sein Stadthaus, am Fuße des Metropolitanhügels, brachte.

Endlich war die Betäubung und Gedächtnisschwäche, die ihm der Schlag des schweren Säbels verursacht, von Dumitru Zianu gewichen, und Marion ließ sich, trotz des steigenden Fiebers, das den jungen Hauptmann dabei befiel, alle Einzelheiten seines Erlebnisses berichten und willfahrte ihm dann, als er darauf drang, Mitika zum Priester von St. Miná auf Kundschaft zu schicken.

Es dauerte lang, bis der Zigeuner zurückkehrte. Er kam nicht allein. Ihn begleitete ein verhärmttes Gespenst, in dem die alte Dobrina kaum zu erkennen war. Sie wollte mit dem Bischof allein sprechen. Aber so stumpf Dumitru's Begriffsvermögen bis jetzt gewesen, so geschärft war es nun; er fühlte, daß ihm etwas verheimlicht werden sollte, sprang aus dem Bett, riß die Türe auf, und Dobrina mußte zu ihm kommen, damit er sich wieder halbwegs beruhige.

Kaum sah er das gelbe Totenangesicht, darin nur mehr die Augen lebten, als er hervorstieß: „Man hat sie verkauft?“

„Nein, Liebling, nein,“ flüsterte die Alte tonlos, und dann erzählte sie, auf des Bischofs Geheiß, die jammervolle Geschichte.

Heute Morgen war es im Obstgarten der Patsimadis plötzlich lebendig geworden. Wie von bösen Geistern gehetzt war Anka daher gerannt, hinter ihr der Grieche Zamfiropol und der Priester von St. Anton. Und als

das junge Mädchen Dobrina vor ihrem Hause gewahrte, rief sie ihr zu: „Sage ihm, er soll mich nicht vergessen!“ zog mit blitzschneller Gebärde einen Dolch unterm Mantel hervor, drückte sich ihn mit beiden Händen in die Brust und sank tot ins grüne Gras.

Dumítru Ziánu schrie auf. Dann tobte ihm das Fieber durch Kopf und Herz und Glieder, tage- und wochenlang. Dobrina und Mitika pflegten ihn, und er bat, wie Kinder bitten, immer ein und dasselbe: „Laßt mich sterben, laßt mich sterben.“ Sich selbst den Tod zu geben, war er zu kraftlos. Sie aber hüteten ihn, daß er nicht stürbe.

Sowie der Bischof Marion den Sachverhalt von Dumítru's Abenteuer klar übersah, eilte er nach Kotrotschéni zurück und ging zu Tudor Vladimírésku, dem er alles mittheilte.

Doch war die Flut seines Zornes über Dumítru Ziánu so hoch geschwollen, daß es dem Studjér jetzt fast unwillkommen schien, sie eindämmen zu müssen. Er suchte noch nach einem Punkt, um seinen Groll daran auszulassen. Und fand ihn.

„Du verteidigst den Burschen gut, Vater,“ sprach er grimmig, „aber seine Pflicht hat er schlecht erfüllt. Anstatt bei Zottovitschéanu zu bleiben, wie es vernünftig gewesen wäre, ist er Weibern nachgerannt. Dafür will ich ihn“

Da fuhr der, den die Bojaren Boltairianer nannten, dazwischen: „Der ist kein Mann, der ein reines Mädchen in Gefahr sehen kann und sie nicht schützen will!“

„Der Soldat hat vor allem zu gehorchen,“ grollte Tudor.

„Doch auch vom Soldaten darf nichts Unmögliches verlangt werden,“ gab der Bischof zurück. „Hüte dich vor dem Hochmut, der seinen eigenen an die Stelle von Gottes Willen setzt!“ — er streckte den Arm gegen das Fenster, — „diesen Baum da draußen magst du abhauen, aber ihm verbieten zu blühen, wenn es Frühling wird, das kannst du nicht. Die Liebe ist kein Vergehen. Sie ist ein göttlich Gesetz, das vor dir war und nach dir sein wird, und dem auch du dein Leben verdankst. Oder hattest du keine Mutter, Tudor, und hatte sie dein Vater nicht lieb? Ich sage dir, nimm dir ein Weib und werde ein Mensch! Denn zum Heiligen fehlt dir viel, — viel!“

So zürnend und tadelnd hatte Marion noch nie zu Vladimiresku gesprochen; die Gefahr, die dieser Seele drohte, erkannte er so deutlich, als Sofiana Pantas sie erkannt hatte.

Fast erstaunt sah Herr Tudor den Bischof an und schwieg eine Zeitlang. Dann sagte er streng: „Ich bin weder für Hab und Gut, noch für ein Weib gemacht.“

Und der andere seufzte, weil er fühlte, daß er hier an Grenzen im Wesen des großen Oltenier's stieß, an Härten, die er, Marion, zwar mildern konnte, doch nicht, weil er Vladimiresku überzeugte, sondern weil der Pandur dem Freund zuweilen ein Zugeständnis machte. Das war schlimm für den Fall, daß der Freund im Augenblick der Gefahr nicht zugegen sein sollte.

Mit welcher Blitzesschnelle und Furchtbarkeit Herr Tudor strafte, wenn ihn niemand daran hindern konnte, erlebte der Bischof noch am Abend desselben Tages.

Der Pandurenführer hatte den Hauptmann Sava rufen lassen und ihn gefragt, ob ihm vom Divan nicht die Bewachung der Einwohner Bukarests übertragen wor-

den sei und ob er seine Pflicht zu erfüllen gedenke, und nachdem der Arnaut dies bejaht, erließen beide die Kundmachung, jeder Bürger habe fortan das Recht, sich gegen Angriffe der Zaverdjis mit den Waffen in der Hand zu verteidigen, ohne daß er dafür vor Gericht verantwortlich gemacht werden dürfe.

„Du siehst,“ sagte Vladimiresku dann zu Marion, „daß ich auch anderen die Rechte, die ich mir nehme, zugestehe. Was aber muß mit dem Salz der Erde geschehen, so es dumm geworden?“

Nun war es Marion, der ihn erstaunt ansah, denn er verstand nicht, worauf sich die Frage bezog.

Da führte Herr Tudor den Bischof in sein Schlafgemach und hob den Teppich, der über dem Bette bis zum Fußboden herabhing.

Entsetzt fuhr Marion zurück.

Unter dem Bett lag ein toter Priester.

„Siehe, hier ist dummgewordenes Salz der Erde,“ sagte der Pandur.

„Was hat der denn getan?“ stieß der Bischof hervor.

„Das, was du mir selber erzählt hast,“ erwiderte Herr Tudor.

Es war der Priester von St. Anton.

„Nur Gott ist Herr über Leben und Tod,“ murmelte Marion.

„Das Evangelium lehrt,“ beharrte Vladimiresku, „wo das Salz dumm wird, ist es zu nichts mehr nütze, als daß man es hinausschütte und zertreten lasse.“ Dann ließ er den Teppich wieder fallen und sagte: „Zu Tisch, Vater!“

Und bei Tisch war er gesprächig. Er lobte die Fastenspeisen, — man war kurz vor der Charwoche, — die ihm sein getreuer Pandur Preda selbst bereitete und auch, vor

dem Sludjér, kostete, als Vorsichtsmaßregel gegen Vergiftung, seitdem die Griechen es versucht hatten, den Grammatikos Née Popésku zu bewegen, daß er dem Bischof von Ardjesch Gift im schwarzen Kaffee reiche.

Herr Tudor erzählte ein Erlebnis aus dem russisch-türkischen Krieg.

„Ich verfolgte eine Räuberbande, deren Anführer zwei Popen waren, die wahrhaft türkische Greuel verübten. Ich rastete in einem Dorf, als mir die Panduren die zwei Glenden gebunden brachten. Sie waren dieses Ortes Seelsorger gewesen. Und als ich sie ins Verhör nahm, antwortete mir der eine frech: ihm Vorwürfe zu machen, käme anderen zu, nicht mir, der Bischof sei sein Vorgesetzter, nur er habe das Recht ihn zu strafen. Ich sollte mich um mein eigenes Amt kümmern und meine Panduren in Zucht halten, die schlimmer seien als Räuber. Darauf befahl ich einigen Bauern, in der Kirche, hinterm Altar eine Grube zu graben, und als sie fertig war, sagte ich dem Hallunken von Popen: „In diesem Gotteshaus hast du deinen Dörflern das heilige Evangelium vorgelesen, darinnen steht, daß die Priester die Nachfolger der Apostel, das Salz der Erde, die Leuchte des Volkes und die Hirten der Herde sind, für die sie ihr Leben lassen sollen; du aber, elender Wicht, bist, nach den Greueln, die du begangen, nicht mehr würdig der Herde Hirt zu sein. Drum werde ich dich hinterm Altar begraben, damit die Priester, die dein Grab sehen, nicht tun, wie du getan.“ Darauf schoß ich ihn nieder, ließ den anderen Popen zu Tode prügeln und warf sie alle beide in die Grube. Dann bestellte ich mir eine Hasensuppe, und die schmeckte mir so vorzüglich, daß ich sie Zeit meines Lebens nicht vergessen werde.“

Marion schauderte; seine Seele war verwirrt. Fast beneidete er Tudor Vladimiresku um die rohe Einfalt, mit der er das zweischneidige Schwert der strafenden Gerechtigkeit führte und die Heilige Schrift auslegte. Der Pandur kannte keinen Zweifel, für ihn taten sich die Abgründe des Widerspruchs nicht auf, denen der zarter besaitete Denker auf Schritt und Tritt begegnet, sowie er Recht und Unrecht scharf trennen, bis in ihre äußersten Konsequenzen verfolgen und danach handeln will.

4.

Der Pascha von Silistra schickte einige Effendis nach Kotoschani, wie es die Volksversammlung gewünscht hatte. Der Bitar Janku Zianu aber und der Abgesandte des Divans, Kaminar Boranesku, sollten erst kommen, nachdem die Effendis wieder an die Donau zurückgekehrt sein würden. Herrn Tudor brachten sie als Geschenk ein Faß schwarzen Chperweins, Citronen, Orangen, Feigen und Kaffee. Er hatte lange Unterredungen mit ihnen und führte sie im Lager umher, wo die Panduren den majestätischen Türken: „Heil dem Sultan!“ zuriefen. Der Besuch dauerte drei Tage, dann zogen die Gesandten mit einem Geschenk für den Pascha, das aus zwei kostbaren Shawls und einer Kalesche samt zwei Klappen bestand, wieder ab. Auch nahmen sie ein Gesuch mit, darin der Divan und das Haupt der Volksversammlung wieder dringend um einheimische Fürsten für die Donauländer baten.

In Colentina erregte das Eintreffen der Effendis höchsten Unwillen.

Jetzt waren die Griechen überzeugt, daß sich Tudor Vladimiresku mit den Türken gegen sie verbünde. Der

Archi brach auf und zog mit seinem Heer, diesmal in ziemlich raschen Märschen, nach Tergówischte.

Eine wahre Panik bemächtigte sich der Wojaren. Sie ließen den Kanzler Udrişky in den Divan kommen und erklärten ihm, daß alle Schritte, die sie angeblich im Einverständnis mit dem Sludjér Tudor taten, erzwungen seien. Einer von ihnen war, als Adjutant, mit Ipsilanti gegangen. Ein anderer aber, der Bornik Starlat Gradishtëanu, geriet in Streit mit seinen Standesgenossen, warf ihnen ihr unpatriotisches Betragen vor, schrie, daß ihm ein Pandur noch immer lieber auf dem Thron sei, als ein Taschendieb oder eine Kaulquappe, — das waren die Spitznamen der beiden letzten Wojwoden, — oder als ein Fuchs, ein Schwein, ein Brechmittel und ein Schnapphahn, — mit diesen Namen wurden einige Mitglieder des Divans bezeichnet, — warf sich in seinen Wagen und fuhr nach Rotrotschéni, wo er dem Sludjér mitteilte, daß die Minister jetzt höchst wahrscheinlich die Flucht ergreifen würden.

Da schickte Tudor ohne Zaudern dreihundert Panduren mit dem Hauptmann Joniţa Balanésku nach Bukarest hinab und ließ die Herren, samt dem Metropolit, in ein Landhaus, das an der Dimboviţa, am Nordweststrande der Stadt, lag, abführen und dort gefangen setzen. Das Haus hieß Belvedere und gehörte dem Wojaren Diniku Golésku, einem der klügsten und gebildetsten seiner Zeit, der aber schon seit Wochen mit seiner Familie das Land verlassen hatte und nach Kronstadt geflüchtet war.

Belvedere lag in Schußweite der großen Kanone von Rotrotschéni, mit der fleißig exerziert wurde. Um sie richtig einzustellen, verlangten die Panduren Georg Lazar: „Der Deutsche soll kommen und uns die Kanone

richten!" und das tat Lazar mit solcher Genauigkeit, daß eines Tages eine Kugel donnernd mitten in den Hof von Belvedere niederfauste. Das Haus wankte, alle Fenster klirrten, viele zersprangen. Den Gefangenen gerann das Blut in den Adern; fiebernd vor Angst suchten sie den Hauptmann Joniſka, der ruhig in seiner Stube saß. Er mußte wohl voraus gewußt haben, was geschehen würde, denn an jenem Morgen hatte er Befehl erteilt, daß niemand den Hof betreten dürfe. Den Bojaren sagte er: „Erschreckt nicht! Fürst Tudor wollte euch nur beweisen, daß er an euch denkt.“

Empört und außer sich sann die Herren auf Hilfe und Flucht. Der Sludjer hatte auch einige Schreiber mit eingesperrt, weil er ihnen nach wie vor Regierungspapiere zur Begutachtung und zur Unterschrift schickte, und einer dieser Sekretäre übernahm es, trotz der scharfen Aufsicht der Panduren, zum Hauptmann Sava zu gehen und ihn, durch das Angebot einer großen Summe, zur Befreiung der Bojaren zu bestimmen. Zum Entweichen hatte er nächlichertweile die Dîmboviſka benützt, die durch den Garten floß.

Aber Joniſka Balanésku merkte am nächsten Tag, daß der Schreiber fehle, und berichtete darüber nach Krotſchéni. Das Komplott wurde entdeckt. Und als der Hauptmann Sava, in der Nacht, mit vierhundert Arnauten vor Belvedere erschien, sagte ihm Balanésku, er habe bereits Befehl erhalten, ihm die Bojaren auszuliefern, doch alle um einen Kopf kürzer gemacht. Dieselbe Bedingung habe er auch den Herren gestellt. So unterblieb die Flucht.

Herr Tudor aber verfolgte seinen Vorteil, indem er Sava mit den Waffen drohte, falls ihm der Arnaut jetzt

nicht die Metropole und die zwei großen festen Klöster Radu-Boda und Michael-Boda, die er besetzt hielt, räume. Darauf bezog der Grieche mit seinen Leuten den Han Scherban-Boda und den Han St. Georg.

Ingrimmig reckte Herr Tudor die Faust in der Richtung von Belvedere aus und sagte zum Bischof von Ardjesch: „Wir haben Glocken und Bojaren! Glocken und Bojaren!“

Das war in der Osternacht, als sie zur Kirche gingen. Marion erwiderte nichts. Dann feierte er die Mitternachtsmesse mit besonderer Weihe und Inbrunst, denn tief und schmerzlich wie nie empfand er heute das große Mysterium des Lebens, den Kampf um den rechten Weg und das Dunkel, darein der Urgrund dieses Kampfes gehüllt ist, den Gott der Menschheit nicht hat ersparen wollen. Und es erschütterten ihn die Worte, die er dreimal zu sprechen hatte, als er, in strahlenden Gewändern, die brennende Osterkerze in der Hand, vor dem Iconostas stand: „Kommet und empfanget das Licht!“

Als Erster trat Herr Tudor mit seinem österlichen Wachsstock heran. Der Bischof suchte seinen Blick und dachte dabei: „In deiner Seele ist soviel Klarheit als Schatten. Du willst das Rechte, aber du willst es im Zorn —“ und er mußte sich daran erinnern, wo er stand, um nicht tief und sorgenschwer aufzuzeufzen. Er stand zwischen zwei mannhohen Silberleuchtern, darauf mächtige, honigduftende gelbe Osterkerzen brannten; stand da als Stellvertreter Christi, des Lichtbringers, und war so ganz unermögend, die leuchtende Wahrheit anders an die Seelen weiterzugeben als durch das Sinnbild des Fünkchens von Kerze zu Kerze. Keinen Strahl des Friedens hatte er heute in Tudors Herz senken können.

Denn gerade heute traten Bilder, die ihn tief erregten, vor Bladimiréski's Geist. Der Oltenier dachte, wie oft, im Laufe der Jahre, in der heiligen Osternacht die Gründe offenbar geworden, die ihn zu dem bitteren Kampf, den er kämpfte, gezwungen hatten. Er dachte, wie den gepuzten, geschminkten, von Wohlgerüchen umwölkten Bojarinnen, die das Fanariotengift verseucht, die Gotteshäuser als Schauplatz ihrer Liebesabenteuer dienten, wie sie laut schwatzend eintraten, von Lebemännern und Gecken mit lüsternden Blicken erwartet, denn es gab keinen Ort, den sie nicht ihrer Leidenschaft nutzbar machten; höchstens verlieh die Kirche dem verführerischen Treiben eigenartigen Reiz, weil man seltener dorthin kam, und weil diesen Glaubenslosen, doch Abergläubischen noch ein überliefertes Gruseln im Blute saß, das in früheren, unverderbten Geschlechtern Andacht gewesen, und der Ausschweifung nun besondere Würze verlieh. Nicht mehr um zu beten ging man in die Kirche, und die übliche Frage war: „Hast du dich bei der Auferstehung gut unterhalten?“ Tudor dachte, daß die Gewölbe der Kirchen, wo solches geschah, nicht eingestürzt waren ob der großen Lasterung in der Osternacht; aber andere Kuppeln sah er stürzen, eine andere Kirche sah er krachend, wie mit Willen und gewaltigem Zorn zusammenbrechen und ihre Trümmer auf jene schleudern, die sich darin zu Hohn und Spott der heiligen Stätte versammelt hatten, das war die Kirche der Liebe des Volkes zu seinen Herren, der Liebe der Herren zu ihrem Volke. Denn es gab längst keine Gemeinschaft mehr zwischen dem frommen Bauern und dem zynischen Tschokoï.

Nach Herrn Tudor kamen die Hauptleute zum Bischof. Immer mehr Dunst und Wärme stieg von den

Osterlichtlein auf, so daß der Iconostas, ein Kunstwerk der Schnitzerei aus dunklem Eichenholz, in dessen von Rankenwerk umwundenen Nischen farbenprächtige Heiligenbilder prangten, nur mehr wie durch einen schimmernden Schleier hindurch zu sehen war. Bald hatte sich das ganze Kirchenschiff mit Lichtern gefüllt; dann reichten, die drinnen standen, das Fünkchen bis in den Klosterhof hinaus, wo die Panduren, zu Tausenden, in Reih und Glied aufgestellt waren.

Und wieder läuteten die Glocken, und, von Gesang begleitet, kam der Zug der Priester aus der Kirche heraus, um die Auferstehung unter freiem Himmel zu feiern, weil Christus unter freiem Himmel auferstanden. Auf den Tisch, der im Hof bereitet stand, wurden das Kreuz, das Evangelienbuch und das österliche Heiligenbild gelegt. Und der Bischof räucherte mit würdigem Neigen und Schreiten und feierlichem Schwingen des leise klrrenden Weihrauchfessels rings um diesen Altar. Dann las er das letzte Kapitel des Evangeliums Matthäi. Wieder klrren die silbernen Kettlein am Weihrauchfaß, und endlich erklang die frohe Botschaft: „Christ ist erstanden von den Toten, den Tod mit dem Tode besiegend!“ Dreimal sang es der Bischof, dreimal die anderen Priester, dreimal die Kirchensänger. Langsam, breit floß der melodische Satz dahin, anschwellend, wie der Frühlingwind, weil ihn immer zahlreichere und stärkere Stimmen aufnahmen.

Herr Tudor hob das Haupt und blickte auf, aus schweren Gedanken. Rings umher standen Männer mit Lichtlein in den Händen, deren Schein tiefernste Gesichter beleuchtete, regungslos standen sie, in andächtigem Schweigen, mit jener Würde des rumänischen Bauern, die so unerschütterlich ist wie die Würde des Todes. Da schwoh

dem Bandurenführer das Herz. Er glaubte an seines Volkes Zukunft.

„Christ ist erstanden,“ sagte er und wandte sich mit dem Bruderfuß an die Hauptleute.

„In Wahrheit erstanden,“ antworteten sie.

Zum dritten Mal erhoben die Glocken ihr ehernes Feiergetön, und draußen im Lager wurden Kanonenschüsse gelöst, daß die Erde im Klosterhof davon leise bebte.

Herr Tudor, die Geistlichkeit und die Hauptleute gingen hinauf, in den Saal des Archondariks, wo die Ostertafel gedeckt stand.

Ein Bandur harrte des Sludjér, mit einem großen Korb voll Osterkuchen und roter Eier. „Hoheit,“ sagte er, „ich bin heute aus den Dörfern zurückgekommen, in die ich geschickt wurde, um Heu einzukaufen. Dort liefen mir die Frauen nach und riefen: „Nimm, Zoníka, das ist ein Geschenk für Tudorin, weil er uns von den Steuern befreit hat!“ Verzeihe, Herr,“ entschuldigte sich der Mann darob, daß er den Rosenamen Tudorin, mit dem die dankbaren Bäuerinnen den Bandurenführer meinten, zu wiederholen gewagt, „sie sprachen eben wie unwissende Weiber.“

„Warum hätten sie nicht so sprechen sollen?“ entgegnete Tudor Vladimírěski und hielt die Hand wie segnend über das österliche Geschenk, „bin ich doch einer der Eurigen.“

Ershollen Segenswünsche und Dankesworte aus jenen Teilen des Landes, die Herrn Tudor's Beamte verwalteten, so kamen immer verzweifeltere Klagen aus

den vier Karpathendistrikten, die Ppsilanti besetzt hatte und wo er Steuern über Steuern ausschreiben ließ. Außerdem benahm sich auch jeder Arnautenführer dort als unumschränkter Machthaber, so daß die Bauern ins Gebirge flohen und fast kein Pflug mehr auf den Feldern zu sehen war.

Sackenau schrieb aus Hermannstadt nach Wien: „Schwere, tiefe Wunden werden durch diese gewaltsamen, jammervollen Vorgänge dem Lande und dessen ruhigen, schuldlosen Bewohnern geschlagen, an deren Folgen, bei längerer Fortdauer dieses hilflosen Zustandes, jene so schönen Grenzprovinzen sich leicht verbluten und ein halbes Jahrhundert kaum zur Erholung und Aufrichtung der zu Grunde gegangenen Bewohner hinreichen dürfte.“

Doch sollten Aufruhr und Verwirrung noch höher steigen. Aus Tzarigrad kam die Schreckensbotschaft, die Pforte habe alle ihre rechtgläubigen Untertanen gegen die Griechen unter die Waffen gerufen, und furchtbar sei die Rache, die sie an den Hetäristen nehme.

Der Bojar Skarlat Gradischteanu erhielt einen Brief aus Konstantinopel, den er dem Sludjér Tudor brachte. Darin stand: „Vor allem will ich dir mitteilen, daß der Sultan erklärt hat, Tudor Vladimiresku würde verschont bleiben, sofern er die Ruhe in den Donaufürstentümern wieder herstellen und die Hetäristen dort zu Paaren treiben könne. Aber den Bojaren, die das Volk zur Verzweiflung gebracht haben, droht große Gefahr. Seitdem die Nachricht der Erhebung der Griechen in Morea hier eingetroffen, kennt die Wut des Sultans keine Grenzen mehr. Sein Ratgeber ist der Minister des Äußeren, Schalet-Effendi, den man Kobespierre nennt, weil er sich diesen blutdürstigen Franzosen zum Vorbild genommen hat, als

er seinerzeit in Paris als außerordentlicher Gesandter der Pforte weilte. Am 4./16. April hat er damit begonnen, die Adeligen und Geistlichen auf den Inseln niedermachen zu lassen. Einige Tage später befahl die Pforte dem Patriarchen, die Mitglieder des heiligen Synod in den Divan zu schicken. Die Priester errieten, was ihrer dort harrte, sie begaben sich sofort in die Kirche des Patriarchats, nahmen zum letzten Mal die Communion, umarmten einander und schritten ergeben dem Tode entgegen. Zuerst wurden sie ins Gefängnis geworfen und gefoltert, dann auf ein Schiff gebracht und einzeln, im Ornat, vor den Christendörfern aufgehängt, die am rechten Ufer des Bosporus liegen. Gregor, der Patriarch, wunderte sich, daß seine Stunde noch nicht geschlagen habe. Dann kam die Reihe an den Dragoman der Pforte, den Benjadea Constantin Morouzy, den gelehrtesten und liebenswürdigsten Mann aus dem Fanar. Man führte ihn vor die vergitterten Fenster eines kaiserlichen Kiosks, dahinter der Padiſchah stand, und Morouzy rief laut, in türkischer Sprache: „Blutdürstiger Sultan! Ungerechter Sultan! Glender Sultan! Deiner Macht schlägt die letzte Stunde, deine Grausamkeiten werden ihre Strafe finden, Gott wird mein Volk rächen!“ Gleich darauf fiel der Kopf des Dragoman. Auch sein Bruder Nikolaus wurde in Gegenwart des Sultan Mahmud hingerichtet. Endlich, am Ostersonntag, verhaftete man den Patriarchen. Zu gleicher Zeit mußte sein Nachfolger ernannt werden, und während Eugen, der Neuerwählte, schweren Herzens die Ostermesse feierte, wurde Gregor am Hoftor des Patriarchats, also kaum hundert Schritte von der Kirche, aufgehängt. Diese Hinrichtung leitete Benderli-Ali-Pascha, der neue Groß-

Bezier, der mit zweitausend Janitscharen erschienen war; er saß rauchend auf einem Stuhl, vor der Thür des Patriarchats, und als er die Hand hob, näherte sich der Vostandji-bascha, der oberste Henker, dem Märtyrer, der mit gen Himmel erhobenen Augen stumme Gebete verrichtete und schrie: „Hast nicht du, Strolch, die Sklaven des Sultans verführt? Hast nicht du den Aufstand unter den ungetreuen Kaiás angestiftet? Du bist ein räudiger Hund und ein Verräther!“ Das war das Verhör. Dann wurde der heilige Mann hingerichtet. Drei Tage blieb er am Tor des Patriarchats hängen, zum Gespött der Türken und der Juden. Diese holten ihn schließlich herab, schleppten den Leichnam durch die Straßen und warfen ihn ins Meer. Einer der ausländischen Gesandten machte dem Divan über diese unerhörte Barbarei Vorstellungen. Man antwortete ihm: „Selbst der Mufti wäre dem gleichen Schicksal nicht entronnen, hätte er, wie der Patriarch, eine Verschwörung gegen den Sultan angezettelt.“ Die Janitscharen aber begannen zu schießen, überallhin, und töteten viele Menschen während zwei Tagen. Diese tragischen Vorfälle haben die Menschen zur Verzweiflung gebracht. Ich kann dir nicht beschreiben, welche Todesangst wir alle ausstehen, besonders die, die der Hinrichtung des heiligen Synods beigewohnt haben. Es ist, als sei Christus wiederum gekreuzigt worden. Alle weinen und schreien. Die Juden verhöhnen uns. Die Europäer schreien voll Entsetzen, daß diese That ein Spott sei auf alle europäischen Religionen. Seit neun Tagen findet die Pforte niemand, der die Stelle des Dragomans annehmen möchte. Der Sultan ist außer sich, denn täglich treffen Berichte über neue Erhebungen der Christen ein; der

Aufstand soll sich bereits bis Thessalien ausgedehnt haben. Die Janitscharen toben gegen Machmud und gegen die mahomedanische Geistlichkeit und drohen, ihren eigenen Oberbefehlshaber, der zum Sultan hält, in Stücke zu reißen, denn sie sagen, der Padischah sei an allem schuld, weil er die Dinge gehen ließ, um die habgierigen Regierungsbeamten zufrieden zu stellen. Mit einem Wort, die Stadt ist zur Hölle geworden. Erwarte nicht häufige Briefe von mir, ich weiß nicht, wo ich mich morgen befinden, noch was ich tun werde. Die Einberufung der Soldaten ist eine entsetzliche Landplage, dabei fürchten sich die Türken vor der Überlegenheit der Romäer zur See. Nun habe ich dir genug geschrieben, ziehe du die Folgerungen daraus, für mehr reicht mein Blatt Papier nicht. Auch steht mir der Verstand still; man möchte lieber sterben, als so weiter leben.“

Nachdem Herr Tudor diesen Brief gelesen, ging er lange Zeit stürmisch und schweigend auf und ab.

Marion, der allein bei ihm war, sah ihm in tiefer Erregung und Spannung zu. Bei diesem gewaltigen Wendepunkt der Dinge wollte er den Entschlüssen des Pandurenführers mit keinem Worte vorgreifen, ihn kaum durch einen Ausruf beeinflussen. Er vertraute ihm.

Plötzlich blieb Herr Tudor stehen und sagte: „Jetzt geht es gegen die Türken!“ dabei waren seine Augen hell, wie seit langem nicht.

Marion sprang auf. „Gott helfe dir!“ rief er strahlend, „Gott helfe dir!“

„Heiliger Herr des Himmels,“ sagte der Pandur, indem er die Brust dehnte, „endlich werd' ich wieder aufatmen!“ Denn jetzt witterte er Kampf. Türkische Truppen mußten bald einrücken, nicht nur um die Aufstän-

bischen zu züchtigen, sondern auch weil Mahmud die Janitscharen sicherlich los werden wollte, diese furchtbare Horde, die sich die Sultane zum Schutz gebildet, und vor der sie zittern mußten.

Der erste Dienst, den die Türken dann dem rumänischen Volke leisteten, war die Vernichtung der Hetäristen, der zweite, daß das rumänische Volk wieder kämpfen lernte.

Und wie echt rumänisch und pandurisch dies gefühlt war, bewies ein Brief des Kerk-Serdar Solomon, der kurz darauf aus Craiova eintraf. Er schrieb Herrn Tudor, daß die Nachricht von der Ermordung des Patriarchen tiefe Empörung unter den Panduren hervorgerufen, die nun nichts sehnlicher verlangten, als sich mit den Türken zu schlagen. Er habe auch bereits zweihundert Mann einer türkischen Räuberbande entgegengeschickt, die in Mehedinz eingefallen sei und dort die Häuser der Panduren verwüstet und ihre Angehörigen umgebracht habe; die Türken wurden verjagt, mehrere von ihnen getötet. Von den Panduren seien vier gefallen. Von den Donaufesten höre man, daß ihre Besatzungen in kürzester Frist den Strom zu überschreiten gedächten. In diesem Falle müsse er, Solomon, sich nach Cozia zurückziehen, denn er habe nur wenig Truppen. Dorthin solle ihm Tudor Vladimiresku schreiben.

Verstört und aufgeregt war der Hauptmann Sava nach Rotrotschéni gekommen. Er wollte wissen, was der Sludjér jetzt zu tun gedenke.

„Ich gedenke, ein Christ zu bleiben,“ erwiderte Herr Tudor, indem er seinen klaren Blick fest auf den des andern richtete.

Des Griechen Augen flackerten; er hätte dem Rumä-

nen gern bis auf den Grund der Seele geschaut und die seinige vor ihm verborgen. Doch gelang ihm dies nicht. Denn über vieles vermag der Mensch den Menschen zu täuschen, nur nicht über Enttäuschung; sie legt sich auf Gesicht, Stimme und Gebärde wie der Nebel auf eine Landschaft: nicht darüber, daß die Christen in Tzarigrad verfolgt waren, war Sava außer sich, sondern darüber, daß sein Kandidat, Kallimaki, nur wenig Aussicht auf den Thron Rumäniens hatte. Darum suchte sich der Arnaut einen anderen Gönner und klopfte plötzlich bei Tudor an. Und dieser fing ihn mit der Erwiderung: „Ich gedenke ein Christ zu bleiben.“

„Wie das?“ gab Sava rasch zurück, „verbündest du dich mit Opsilanti?“

„Ich verbünde mich mit niemand.“

„Aber die Türken wollen dir nichts Übles? Du könntest ja annehmen, was dir die Pforte vorschlägt?“

„Weißt du, was sie mir vorschlägt?“

Der Grieche warf sich in die Brust. „Wie du siehst. Weißt du nicht, daß der Pascha von Silistra mein Freund ist? — Nun?“

Herr Tudor schwieg einige Augenblicke. Drauf sagte er: „Nun, ich schlage dir vor, die Türken, die jetzt über die Donau kommen werden, mit mir, vor Bukarest, zu erwarten.“

Sava unterdrückte mühsam einen Fluch. „Wo denkst du hin?“ rief er, „auf flachem Felde? mit unserer geringen Mannschaft? den unerschöpflichen Truppen der Pforte gegenüberzutreten? Überdies ist Bukarest meinem Schutz anvertraut worden, ich kann es nicht der Verheerung aussetzen, die unsere Niederlage zur Folge haben würde.“

Herrn Tudor's Brauen zogen sich zusammen; steil und schwarz, die Stirn durchschneidend, stand die Falte dazwischen.

„Und meinem Schutz,“ sagte er langsam, „ist dieses ganze christliche, rumänische Volk anvertraut worden.“

Der Grieche ging. Er war wütend.

Der Stadt aber gab er ein Schauspiel, von dem allerdings niemand genau wußte, welcher Sache es galt. Doch schien Sava es augenblicklich für angemessen zu halten, auch seine „christliche“ Anschauung kund zu geben. Er ließ eine Fahne, die er schon lang im Hause hatte, von zwei Bischöfen weihen; sie war weiß, mit dem Bild des blutenden Gekreuzigten und darunter dem eines Priesters im Ornat, aus dessen Munde die Worte strömten: „Schwört bei diesem Blute, den zu bekämpfen, der nicht an diesen glaubt.“ Sava's Arnauten mußten, teils in griechischer, teils in serbischer Sprache das Gelübde ablegen, dem Glauben und dem Vaterland treu zu bleiben, und dann wurde die Fahne, in Begleitung von Geistlichen und fünfhundert Soldaten, unter dem Gassen der Menge in der Stadt herumgetragen, wobei Sava mit gesenktem Haupt und niedergeschlagener Miene mitging. Darauf zog er seine Truppen aus Bukarest zurück und quartierte sich mit ihnen in zwei Klöstern, am Nordostrand der Stadt ein.

Über diese Truppenbewegungen, von denen jede, sowohl das Gehen als das Kommen, für die Einwohner Gefahr und Plünderung bedeutete, gerieten die Bukarester außer sich. Umsomehr als auch die Panduren wie vom Teufel besessen schienen und die Bürger quälten und beraubten, wo sie konnten. Dazu kamen Deserteure aus Tergówische! Das zahlreiche Gesindel unter den Hetä-

risten fürchtete sich vor der Rache der grausamen Türken. Diesen Fahnenflüchtigen sandte Ipsilanti einen Offizier nach, der Herrn Tudor einen Brief überbrachte, mit der Bitte, der Gludjér möge dem Offizier helfen, die Ausreißer wieder einzufangen.

Infolgedessen entfernte Tudor Bladimirésku alle Fremden aus seinem Heer und überwies ihrer sechshundert, Serben, Bulgaren und Montenegriner, Hadji Bródon und Makedonski, als Besatzung der Metropole.

Furchtbare Auftritte gab es täglich mit den Hauptleuten in Kotrotschéni, von denen Herr Tudor verlangte, daß sie die Ausschreitungen der Panduren verhüteten. Grimmig und erbittert ward sein Mißtrauen, sobald ein Oldenier mit einem Arnauten umging.

„Die Best des Verrats liegt in der Luft!“ wetterte Bladimirésku. „Was geschieht zum Beispiel mit meinen Briefen? Meine letzten Depeschen schickte ich, in hohlen Stöcken verborgen, nach Silistra. Doch scheint keine Vorsichtsmaßregel mehr zu nützen. Weder der Pascha, noch Janku Ziánu geben Antwort. Auch kommt Ziánu nicht. Und wie nötig brauchte ich ihn. Wie hat er, jahrelang, seine verteuflerten Haiducken, die ärgsten Gesellen im Land, in Zucht gehalten, daß sie ihm auf den Blick gehorchten! Und meine Herren Hauptleute können ihre Panduren nicht zur Ordnung zwingen. Ja, sie stecken noch die Köpfe zusammen mit Hadji Bródan, dem Serben, und Makedonski, dem Griechen, und murren über meine Strenge.“

Flarion wollte Einsprache erheben.

„Ich hab' sie gesehen,“ fiel ihm der Gludjér ins Wort, „Darfa, Kukui, Urdareánu und Jenésku, zwei Alte und zwei Junge!“

„Aber nicht gehört. Und dem Hadji Bródan vertraust du doch selber.“

„Ich vertraue niemand mehr!“ schrie Herr Tudor.

„Es ist hohe Zeit,“ sprach der Bischof, „daß du Bukarest verlässest und daß die Türken kommen, damit du dich mit ihnen schlägst.“

„So ist es, bei Gott,“ bekräftigte der Pandur mit einem tiefen Aufatmen.

Die Aussicht auf Kampf war jetzt das Einzige, das ihn beruhigen konnte. Gewitterspannung lag in seiner Seele. Die zwei Monate, die Fürst Tudor in Bukarest regiert hatte, waren ihm eine furchtbare Aufgabe gewesen, sie hatten ihm ein vollgerüttelt Maß politischer Bertwirrungen, schönöbester Intrigen und charakterloser Feigheit gebracht, die, selbst auf lange Jahre verteilt, noch immer eine stattliche Summe bitterer Erfahrungen für ein Staatsoberhaupt ausgemacht hätten. Alles, was er sich zu bekämpfen erhoben, hatte sich ihm hier in höchster Potenz geoffenbart, sich mit giftigstem Haß wider ihn zur Wehr gesetzt. Und das Schwerste für seine Soldatennatur war gewesen, daß er hatte politisieren und paktisieren müssen.

Am 13. Mai kam die Nachricht nach Bukarest, daß türkische Truppen, bei Djúrdju und Silistra, die Donau überschritten hätten.

Da ließ Herr Tudor die Bojaren aus Belvedere nach Kotrotschéni holen.

Entsetzt hatten sie aufgeschrien: „Er will uns töten!“ Aber die Hauptleute der Eskorte beruhigten sie, und übrigens blieb ihnen keine Wahl. Sie mußten gehen.

Das war ein haßerfülltes Wiedersehen mit dem Pandurenführer. Stumm standen die Herren da und erwiderten kaum seinen Gruß. Und er legte ihnen, ohne viel Worte, eine Schrift vor, die sie unterschreiben sollten. Als der eine mit hochgezogenen Brauen fragte, was das sei, erwiderte Vladimiresku: „Dies laut, Archon Vornik.“

Es war, an die Monarchen in Laibach gerichtet, ein Protest des rumänischen Volkes gegen das Eindringen der Türken in rumänisches Gebiet und gegen die Hetären, deren unerhörtes Gebahren in fremdem Land in seiner ganzen Zügellosigkeit geschildert wurde. Und da die Bojaren wieder keine Wahl hatten, unterschrieben sie, schweigend.

Dann sagte ihnen Herr Tudor: „Diesen Protest werden Seine Heiligkeit der Bischof von Ardjesch und zwei meiner Sekretäre, die heute aufbrechen, nach Laibach bringen. Ihr seid frei und mögt nach Osterreich, zu euren Familien gehen, denen ich, wie Ihr wisset, das Überschreiten der Grenze stets durch Geleitschreiben ermöglicht habe. Ich ziehe nach Oltenien, mit der ganzen Volksversammlung, um mich in den Klöstern zu verschanzen, die ich mit Panduren besetzt und mit Vorräten versehen habe; dort hoffe ich, mit Gottes Hilfe, mich lange Zeit zu halten, bis ich die Türken zwingen werde, dem Lande die Rechte zu geben, die das Volk durch mich von der Hohen Pforte gefordert hat. Reiset gesund und in Frieden! Gott erleuchte euch, auf daß Ihr euer Land aus ganzem Herzen liebet. Und bemühet euch, auch in Kronstadt, für unser Vaterland zu arbeiten, damit es seine heiligen Rechte wieder erlange.“

Nichts gefiel den Bojaren an dieser Ansprache, am wenigsten das Gewicht, das dieser Plebejer stets auf das

Wort „Volk“ legte, die Rolle, die er diesem Volke gab, daß da „wollte“ und „forderte“. Wahrhaftig, ein Teil der Menschheit war wahnsinnig geworden. Die Monarchen, die in Laibach darüber beratschlagten, wie dieser Wahnsinn zu bekämpfen sei, taten ein großes Werk. Aus Kronstadt konnte man sich dann in einer „vernünftigen“ Supplik an sie wenden.

Unüberbrückbar blieb die Kluft zwischen dem Bandurenführer und dem Adel seines Landes. Obwohl Tudor Vladimiresku weit entfernt war von dem gallischen Radikalismus, der Gott absetzte und „Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit“ verlangte, obwohl er nur „Gerechtigkeit“ für alle wollte, Gerechtigkeit, die Standesunterschiede nicht aufhebt, aber sie vollkommen erträglich macht, galt er den Großbojaren dennoch als Ketzer und Rebell. Nicht einer hatte dieses Mannes vornehme Gesinnung, seine maßvollen Forderungen ganz begriffen, nicht einer stellte sich mit Leib und Seele in seinen Dienst.

Nachdem die Herren gegangen, fuhr die Reiskalesche des Bischofs von Ardjesch vor. Hand in Hand stiegen Herr Tudor und Harion die Treppe des Archondariks herab. Und wie vor zwei Monaten, als ihn sein priesterlicher Freund im Kloster Tschorogarla aufgesucht, sprach der Oltenier: „Du wirst vor Gott Rechenschaft ablegen dafür, daß du mich verhindert hast diese Hunde von Tschokois zu köpfen! Wenigstens zehn von ihnen hätte ich, mit Stroh gefüllt, als Geschenk den Kaisern schicken mögen! Wenn sie einmal wieder die Macht in der Hand haben, wirst du sehen, was die Hunde tun werden und wirst meiner Worte gedenken!“

Und wieder antwortete Harion: „Ich habe dir schon einmal gesagt: wer das Schwert nimmt, soll durchs

Schwert umkommen. Und hörtest du auf mich, so ergriffest auch du jetzt die Flucht, denn die Griechen wollen dich töten, wie sie mich töten wollen.“ Dabei umflorte sich sein Blick; er dachte in dieser Stunde der Trennung nur mehr an den Freund.

Der Freund aber dachte nie an sich. Hoch erhob er sein Haupt: „So sie stärker sind als ich, mögen sie mich töten. Ich bin Rumäne und kein Tschokoï, der die Flucht ergreift. Seitdem ich mein Totenhemd trage, erwarte ich den Tod zu jeder Stunde.“

Da zog Harion den Banduren an sein Herz.

Auch Herr Tudor umarmte und küßte den Priester.

Im Wagen sagte der Bischof seinem Grammatikos, während ihm Tränen in den Bart liefen: „Einen großen Mann wird das Land verlieren, wenn ihn die Griechen ermorden!“

Aus dem Klosterhof von Rotrotschéni strömten am 15. Mai die Banduren, und als sie sich vor den Mauern aufgestellt hatten, kam Herr Tudor durch den breiten, niederen Torbogen geritten.

Aller Augen erwarteten ihn. Er hatte durch die Hauptleute sagen lassen, daß er vor dem Aufbruch der Volksversammlung mitteilen werde, was nun geschehen müsse.

Und so still war es auf der von Menschen und Pferden erfüllten Dichtung, daß man rings im Walde die Vögel singen hörte.

„Brüder,“ sprach Tudor Vladimiresku, „bis zu dieser Stunde war ich bestrebt, mit den Türken auf gutem Fuße zu bleiben, indem ich nichts anderes von ihnen verlangte,

als die Rechte unseres Landes, und mich still verhielt, damit sie uns nicht als Aufständische betrachteten; da unsere Bitten aber nicht erhört worden sind und die Türken jetzt als Feinde gegen Bukarest heranziehen, müssen wir die Hauptstadt verlassen, um uns bessere Stellungen für einen Kampf zu wählen. Denn jetzt, Brüder, heißt es, unsere Kugeln in Türkenschädel jagen!" Trotz der angeborenen ernststen Ruhe der Panduren, ging es wie ein Windstoß durch die dichten Reihen, und Herrn Tudor's Züge hellten sich auf. „Die Türken," fuhr er fort, „die wir diesmal zu bekämpfen haben, sind nicht dieselben wie in Gladova und Fetislam, mit denen viele unter euch sich vor zehn Jahren geschlagen. Sie sind jetzt schwächer und meist zusammengelaufenes Gesindel, denn die Rebellionen im Inneren der Türkei und in Serbien haben die Streitkräfte der Pforte erschöpft. Wir aber sind, mit Gottes Hilfe, gewachsen an Zahl und an Mut!"

Die Panduren jauchzten nicht, noch jubelten sie; dies war nicht ihre Art, aber mit wunderbarem Eifer gehorchten sie den Befehlen ihrer Hauptleute; der Abmarsch von Rotrotschéni ward ein Muster von Ordnung und militärischer Genauigkeit. Man war des Lagerens vor Bukarest satt, das der Mannszucht so gefährlich geworden, trotz der Arbeiten und Übungen, mit denen Herr Tudor die Truppen täglich beschäftigte. Denn das Griechengift lag wahrhaftig in der Luft. Der türkische Rat der Sofiana Pantas hatte an jedem Hetaristen und jedem Arnauten einen geschickten Vollstrecker gefunden. Längst fühlten die Hauptleute, sowie die guten Elemente unter den Olteniern, daß nur Kampf die versammelten Volksmassen vor Verrottung retten konnte.

Doch auch die wenigen Einwohner, die noch in Buksa-

rest zurückgeblieben, waren, trotz der drohenden Türken-
gefahr, des Abzugs der Panduren froh. Denn kein Tag
verging, ohne daß ihnen Soldaten, die sich aus Koto-
tschéni fortgestohlen, in die Häuser gefallen wären.
Schließlich gaben sie ihnen selbst, was sie noch hatten, so-
gar Pferde und Waffen, um sie los zu werden. Nur
wenige Höfe blieben von solchen Besuchen verschont. Einer
davon war der Hof des Bischofs von Ardjesch. Doch am
Morgen des 15. Mai, da Marion seit zwei Tagen die
Stadt verlassen, hatte auf einmal ein ganzer Trupp
Panduren an das verschlossene Thor gepocht. Der Zigeuner
Mitika kam gelaufen. Sie beehrten Einlaß, und da er
ihn vertweigerte, gab es Streit, lautes Fluchen und
Drohen, bis plötzlich die alte Dobrina erschien und sagte,
der Bojar Dumítru habe befohlen, die Männer zu ihm
zu führen. Wohl wechselten die treuen Diener angstvolle
Blicke, doch dem Herrn nicht den Willen zu tun, schien
ihnen unmöglich. Als aber die Panduren erfuhren, daß
der junge Hauptmann Jiánu, der hier krank lag, sie zu
sich rief, wurden sie kleinlaut, und folgten, einer hinter
dem anderen, den Dienern, die sie in den Garten führten.
Dort nahmen sie die Mützen ab.

Auf einem Bett, das man ihm unter den Bäumen
gerichtet hatte, lag Dumítru Jiánu, blaß wie ein Wachs-
bild; nur links an der Stirn flammte, hellrot, die kaum
verheilte Narbe. Der junge Mann war noch so schwach,
daß er sich nicht rühren konnte, seine Stimme war matt,
doch stolz lag der hochgebettete Kopf in den Kissen.

„Hat euch Fürst Tudor geschickt, um mich zu rufen?“
fragte er, und da keiner antwortete, fuhr er fort: „Sagt
ihm, er soll mir verzeihen; sagt ihm, es bricht mir das
Herz, jetzt nicht bei ihm sein zu können, und sowie ich

aufrecht zu stehen vermag, komme ich zur Volksversammlung, wo immer sie sich befinde und müßte ich mich durch alle Zaverdjis und alle Türken der Welt durchschlagen.“

Hinter ihrem „Herrchen“ stand Dobrina und bekreuzte sich, denn sie sah, wie zwei rote Flecken auf seinen Wangen zu brennen begannen.

„Ihr aber,“ sprach der junge Mann weiter, „stürzt euch den Janitscharen entgegen, daß sie meinen die Hölle habe alle ihre Teufel losgelassen, und die Griechen,“ — er machte einen hilflosen Versuch, um sich höher zu recken, weil ihm der Atem jetzt ruckweise kam, — „die Griechen schießt nieder, wo Ihr sie trefft!“

In diesem Augenblicke erschienen Urdareánu und Jenésku.

Mit letzter Kraft streckte ihnen Dumítru beide Hände entgegen und fragte: „Seid auch Ihr um mich gekommen?“

„Um dich? nein, du Armer! Von dir wollten wir Abschied nehmen,“ rief Urdareánu. „Aber es ist gut, daß wir diese da hier antreffen!“ und streng wandte er sich zu den Panduren.

„Diese da?“ murmelte der Kranke.

Da machte Jenésku, der die Gruppe raschen Blicks überflogen hatte, in seiner ruhigen, gebieterischen Art Urdareánu ein Zeichen, ihm die Angelegenheit zu überlassen und wechselte, während sich der blonde Oltenier herzlich über Dumítru Jiánu beugte, mit den Panduren kurze, halbblaute Fragen und Antworten. Dann trat auch er an das Bett heran und sagte: „Die Männer werden jetzt gehen und uns draußen erwarten.“

Und indem sich die Soldaten dazu anschickten, wünschten sie dem Kranken: „Mögen wir dich gesund wieder=

sehen, Hauptmann.“ — „Gott schenke dir Genesung.“ — „Gott gebe, daß du uns bald gegen die Türken führst.“ — „Und gegen die Griechen,“ setzte einer hinzu, um zu beweisen, daß er Dumítru Jiánu's Worte beherzigt habe.

Als dann auch die jungen Hauptleute Abschied nehmen wollten, war Dumítru nicht mehr bei Besinnung, seine fleischlosen Finger irrten über die Decke und die trockenen Lippen wiederholten rastlos: „Blaue Shazinthen — blaue Shazinthen —.“

Schluchzend trat Dobrina hervor und sagte: „Das war zu viel für ihn, jetzt fängt das Fieber wieder an, o Gott, o Gott!“

Stumm und ergriffen gingen die Freunde. Im Hof trafen sie Mitika, der auf Urdareánu's Frage den ganzen Vorfall berichtete.

Außer den zwölf, die im Garten des Bischofs gewesen, harrten vor dem Tor noch an die fünfzig Oldenier. Die jungen Hauptleute waren in die Stadt geschickt worden, um mit Hilfe einiger älteren Panduren, alle Soldaten, die sich noch dort umhertrieben, ausfindig zu machen und zum Abmarsch nach Rotrotschéni zu bringen.

„Ich bitte dich,“ sprach jetzt Jenésku, „mache den Burschen keine Vorwürfe mehr. Du siehst, daß sie bereit sind, uns zu gehorchen.“

Drum rief Urdareánu nur sein schmetterndes: „Stupai!“ über die Köpfe hin, dann ritten die Hauptleute schweigend voraus, und schweigend folgten die Panduren.

Nach einer Weile fragte Urdareánu: „Was sagten dir die Männer bei Dumítru Jiánu?“

„Verworrenes Zeug natürlich,“ entgegnete Jenésku, „sie waren beschämt. Der Anblick des Kranken hatte sie tief berührt.“

„Sie sind nicht schlecht!“ brach Urdareánu stürmisch los, „sie sind in schwere Versuchungen geraten, und es ist nicht recht, sie wie Verbrecher zu behandeln.“

„Sie sind nicht schlecht,“ bestätigte Jenésku.

„Die Abreise des Bischofs ist ein großer Jammer für uns. Ihm gelang es doch zuweilen, den Gludjér zu besänftigen.“

„Weil er die Menschheit liebt.“

„Höre, Jéne,“ sprach Urdareánu nachdenklicher, „auch Herr Tudor liebt das Land und die Panduren. Warum ist er dann so furchtbar grausam?“

„Er liebt die Gerechtigkeit noch mehr. Und darüber vergift er, daß er es mit Menschen zu tun hat.“

Der blonde Oltenier sah den Freund groß an. „So philosophische Sachen denkst du, wenn du schweigst?“ sagte er langsam, herzlich, fast ehrerbietig.

Da seufzte der andere tief auf, tief und leidenschaftlich: „Ach Gott, ich gäbe alle meine Philosophie um . . .“ und brach ab, als fürchtete er bereits, zuviel gesagt zu haben.

Doch Urdareánu drängte: „Um was?“

„Um eine Schlacht!“ stieß Jenésku hervor, „eine mörderische Schlacht gegen Türken oder Griechen, gegen alle Welt! Eine Schlacht, in der man das Leben los würde!“

Jetzt schwieg Urdareánu eine Weile; dann sprach er: „Sterben, ja, dazu ist jeder Soldat bereit. Doch möcht' ich vor allem siegen, dann leben und — —“ glücklich sein, wollte er schließen. Aber er ließ es ungesagt, weil das Glück, an das er dachte, für Jenésku unerreichbar schien. Ebenso hatte es Dumítru Jiánu verloren. Von den drei Freunden war es nur Urdareánu beschieden, hoffnungs-

freudig von seiner Liebe zu träumen. Er seufzte über der anderen Leid. Und um das Gespräch zu wenden, — denn er wußte, wie ungern es Jéne gestattete, daß man ihm ins Herz blicke, — sagte er: „Mir scheint, es wäre doch gut, wenn ich diesen Burschen noch einmal ins Gewissen redete,“ lenkte sein Pferd seitwärts, ritt neben den Panduren her und rief: „Jungens, jetzt geht es in den Krieg, in den Krieg um Gerechtigkeit, der ist heilig, den dürft Ihr nicht entehren durch Diebstahl; Diebstahl ist eine Schande, von der euch kein Heldentod reinwäscht. Ich denke, daß keiner von euch als Dieb vor den lieben Gott treten möchte.“

„So ist es, Hauptmann, so ist es,“ antworteten die Männer, „wir freuen uns, daß es in den Krieg geht. Dé, wir haben manchmal gefehlt. Bukarest ist kein Ort für Soldaten.“

Den viertägigen Marsch gen Nordosten, nach Bitéschi, gestaltete Herr Tudor zu einem Manöver eigentümlicher Art, in dessen Plan er niemand einweihete und bei dem der geringste Fehler furchtbare Folgen haben konnte, denn dieses Manöver wurde mit scharfgeladenen Waffen und schußbereiten Kanonen ausgeführt. Sowohl bei Tag als bei Nacht ließ Bladimirésku feindliche Überfälle fingieren. Er prüfte sein Heer, und es bestand die gefährlichen Proben so glänzend, daß der gestrenge Führer an der Panduren Kampfbereitschaft und Tüchtigkeit nichts auszusetzen fand. War er selber unermüdet und gönnte sich nur während der Mittagsrast der Truppen eine oder zwei Stunden Schlaf, so kannten auch die Panduren kein Ermatten. Im Kriegsdienst zeigte es sich, daß sie und ihr Kommandant derselben Art waren, daß sie Strapazen und Gefahr nicht nur gehorsam, sondern

mit Freudigkeit hinnahmen und sich zu schwierigen Aufgaben drängten.

Doch verlangte Herr Tudor noch mehr von ihnen.

Untertwegs, während er bald neben dieser, bald neben jener Truppenabteilung einherritt, an den Haltestellen, wenn er von Gruppe zu Gruppe ging, sprach er ihnen ins Gewissen: „Wir haben uns nicht erhoben, um unsere Brüder zu berauben. Wir haben uns der Türkei und Rußland gegenüber über jene beschwert, die die Bauern plündern, und sollten nun dasselbe tun wie die Bedrückter? Wir haben geschworen, eher zu sterben, als rechtlos und elend wie bisher weiter zu leben; unsere Rechte aber können wir nicht erlangen, solange wir unsere Brüder, die uns mit Vorräten und Fuhrwerk unterstützen, bedrücken. Um einer solchen Untat willen würden uns Gott und Menschen hassen. Wer Gerechtigkeit fordert, soll vor allem Gerechtigkeit üben. Ich sage euch, wenn sich noch ein Bauer darüber beklagt, daß ihm das Geringste gestohlen oder gewaltsam fortgenommen wurde, soll der Plünderer des Todes sein.“

Auf dem Weg nach Biteschti verhängte Bladimirésku, wegen Diebstahls in den Dörfern, über drei und dreißig Panduren und Arnauten die Todesstrafe. Die meisten erschofß er selbst, oder erschlug sie mit einem eisernen Streitkolben, der ihm am Sattelpfingerring hing; die anderen ließ er an den Bäumen des Weges aufknüpfen.

„Er hängt uns um eines Stückes Leinwand willen,“ murrten die Panduren, als im Dorfe Kartschinow wieder zwei junge Burschen im Angesicht des ganzen Heeres an einer Eiche baumelten, weil sie einer Bäuerin eine Rolle Leinen entwendet hatten.

Herr Tudor aber ließ alle Hauptleute vor die Schenke

rufen und forderte sie auf, einen Vertrag zu unterschreiben, in dem sie sich verpflichteten, ihre Panduren in Zucht zu halten und gegebenenfalls mit ihrem eigenen Kopf für sie zu bürgen. Und einer nach dem anderen gingen sie, finster zwar, doch gehorsam, in die Schankstube, wo das Papier auf dem Tisch lag, und unterzeichneten.

Nur vier von ihnen taten es nicht. Die hatten sich, nachdem Vladimiresku seine Forderung gestellt, aus der Menge entfernt und saßen, dort, wo das Dorf zu Ende war, an einem Ziehbrunnen, unter großen Eichen. Zwischen den Stämmen durch sah man das unbestellte Feld, darauf Gras und Blumen sprießten, und dahinter einen lieblichen Hügelzug.

Die vier Hauptleute waren Darka, Kuzui, Urdareanu und Jenesku. Auf aller Zügen lag derselbe schwere Ernst; Darka sah grimmig drein, er hatte viel Ähnlichkeit mit Tudor Vladimiresku; Kuzui blickte bekümmert. Empörung blitzte in Urdareanu's Augen. Jenesku saß auf einem Baumstamm, den Ellenbogen aufs Knie und den Kopf auf die Hand gestützt, und schaute so düster zu Boden, daß es schien, als müsse seine nachtschwarze Schwermut das Sonnenlicht verdunkeln, das in Fluten durch die noch hellgrünen Eichenkronen brach.

Darka sprach: „Der Krieger soll keinen anderen Willen haben als den seines Befehlshabers, und es tut mir leid, daß ich euch zwei Jungen das Beispiel des Ungehorsams geben mußte. Aber ich tat, was mein Gewissen mir gebot. Die Mütter der Panduren haben ihre Söhne nicht an den Galgen, sondern in den Krieg geschickt; ich kenne die meisten, und mir zittert das Herz, wenn ich an sie denke. Und nach der heutigen Forderung des Gludjér

käme nun auch an die Hauptleute die Reihe. Wohin soll das führen?"

„Wir können nicht anders handeln, Bruder Darfa,“ pflichtete Kutzui bei. „Wenn er kein Vertrauen mehr zu uns hat und nicht glaubt, daß wir wirklich unser Bestes tun, um die Burschen in Zucht zu halten, so nützt auch kein geschriebener Vertrag. Unterzeichnen hieße weiter nichts, als ihm unsere Köpfe selbst ausliefern.“

„Warum traut er uns nicht?“ rief Urdareánu in schmerzlichem Zorn. „Was haben wir ihm getan?“

„Wir? Nichts,“ sagte Darfa, „aber die Griechen und Tschokois haben ihm die Seele vergiftet.“

„Ach, Ilarion, Ilarion, wo bist du?“ seufzte Kutzui.

„Seht, da kommt Tschoreánu vom Dorf her,“ rief Urdareánu.

Tschoreánu, Herrn Tudor's Adjutant, war ein ernster Junker, von riesigem Körpermaß; sein breittnochiges Gesicht bedeckten Blatternarben.

„Herr Tudor schickt mich,“ sagte er den Hauptleuten, „damit ich euch frage, warum Ihr nicht unterschrieben habt?“

Nach kurzem Schweigen erwiderte Darfa bedächtig und finster: „Wenn es ihm beliebt, kann er uns auch ohne unsere Unterschriften töten. Das ist auch eure Meinung, Brüder, nicht wahr?“ wandte er sich an die drei Hauptleute.

„Dé,“ nickte Kutzui, „wir können die Hasen im Hag nicht hüten.“

Tschoreánu ging und überbrachte dem Oberbefehlshaber die Antwort.

Ein Bucken fuhr durch Herrn Tudor's Brauen, ein

Blitzen durch seine Augen. Seine Wut war so groß, daß er schwieg.

Zu Mittag kam ein Bote mit einem Brief aus Pitéshti, wo Hauptmann Jordáke mit der hetäristischen Vorhut lagerte. Der Olympier schrieb, daß er Bladi-mirésku, falls er sich Pitéshti zu nähern gedente, anzugreifen werde.

Da ließ Herr Tudor wieder alle Hauptleute rufen, las ihnen die Botschaft vor und sagte dann: „Gott ist mein Zeuge, daß ich den Griechen mein Wort gehalten habe, so schwer es mir wurde. Ich habe nichts gegen sie unternommen. Und der Dank dafür ist, daß sie mir in meinem eigenen Lande den Krieg erklären. Jordáke haßt und verfolgt mich. Auch ihm habe ich nichts getan, als daß ich ihn, zur Zeit da er aus Serbien flüchten mußte, in meinem Hause in Tschernék aufnahm. Ratet mir nun, was mit solchen Menschen zu machen ist?“

Sie rieten zur Schlacht.

Nach kurzem Schweigen sprach Herr Tudor: „Wie kann uns Jordáke den Kampf anbieten? Wir haben viermal mehr Soldaten und Kanonen.“ Fast widerstand es ihm, den Schwächeren anzugreifen. Auch wollte er keine Zeit verlieren und seine festen Klöster so rasch wie möglich erreichen. Der Kampf, auf den es ihm ankam, war der gegen die Türken. Die Türken aber befreiten ihn zweifelsohne von den Griechen, da die Hetäristen den Janitscharen nicht gewachsen waren.

Den Hauptleuten leuchteten diese Gründe ein. Denn sie waren Rumänen, das heißt besonnen.

Es wurde beschlossen, Hadji Bródan, den Serben, und Mafedonski, den Griechen, nach Pitéshti zu schicken, damit

sie dem Hauptmann Jordáke noch einmal ins Gewissen redeten.

Nach Sonnenuntergang kamen sie zurück und meldeten, der Olympier sei voll Mißtrauens, er erwarte aber Herrn Tudor morgen auf der Ebene, vor dem Dorfe Goléshti.

„Auf der Ebene von Goléshti!“ lachte der Riese Frunte-Data dröhnend auf. „Elesí! die ist wie geschaffen für einen Kriegsrat, bei dem die Kanonen mitsprechen! Das meint er also?“

Die Gesandten wollten nicht recht mit der Sprache heraus. Und Herr Tudor fragte sie nicht weiter.

Die Nacht hindurch schien er im Lager allgegenwärtig. Bei Morgengrauen marschierten die Panduren durch die tauigen Wälder. Die Nachtigallen sangen noch; in dieser Frühlingszeit hörten sie mit Singen überhaupt nicht auf, und in den drei Dörfern, durch die der Weg dann führte, schienen nur die Vögel lebendig. Die weißen Häuschen lagen ausgestorben im Maiengrün, kein Rauch stieg aus den schwarzen Schindeldächern. Nirgends war Vieh zu sehen, nichts regte sich in den Höfen, nichts in den Weinbergen dahinter, an den sandigen Flanken der hohen, waldgekrönten Hügelkette, der die fernen Karpathen weiß oder duftblau über die Schulter schauen.

„Hier sind wir im Gebiet der griechischen Heuschrecken,“ knirschte Herr Tudor. Sie hatten es sich gut ausgesucht, das herrliche Weinland um das Städtchen Pitéshti herum.

Als die Sonne hoch stand, zogen die Truppen unter den alten Weiden hin, deren schwarze Stämme und lichtgrüne Kronen sich über die Straße neigten, die ins Dorf Goléshti führte.

Und bald gewahrte der Vortrab, links, auf dem weiten Wiesengelände, dunkle Linien und Massen.

In Kürze ward man sich klar, daß dort ein Heer in Schlachtordnung stand.

Da ließ Herr Tudor seine Truppen Halt machen, ritt an den Kolonnen vorbei und gab jeder Abteilung selbst den Befehl, wie sie schwenken und sich aufstellen sollte. Dann ertönten, eine nach der anderen, die Stimmen der Hauptleute, und bei jedem Kommando stürmte ein Truppenteil los und bog, links ab, auf das Weideland.

Zuerst sprengte Hadji Bródan mit seinen Reitern auf den grünen Plan; ihm folgte, im Sturmschritt, das Fußvolk der Panduren, dann die Artillerie und zum Schluß die Reiterei des Makedonski. In wohlabgemessenem Abstand flogen sie dahin, und trotz des rasenden Tempos hielten die Kolonnen, beim ersten Kommando ihrer Führer, in vollkommenster Ordnung und machten auf dem Platze rechtsum Kehrt. Und als es galt, die Geschütze in der Mitte des Fußvolks aufzufahren, zogen und schoben die Panduren sie selbst mit Feuereifer.

Raum aber sah der Hauptmann Jordáke diese Kampflust, die Länge der pandurischen Stirnlinie und die Sicherheit und Genauigkeit, mit der sich Herrn Tudor's Truppen bewegten, so schickte er einen Parlamentär übers Feld und ließ dem Pandurenführer sagen, daß er nicht daran denke, sich mit ihm zu schlagen, sondern ihn im Gegenteil bitte, ihm, dem Olympier, eine Unterredung zu gewähren.

Als Frunte-Bata dies vernahm, wetterte er: „So ist es und so bleibt es! Es steht wohl geschrieben, daß wir nur Krieg spielen dürfen,“ und eine Flut von grausigen Flüchen machte seiner Enttäuschung Luft.

Derweil ritten Herr Tudor und der Olympier einander entgegen; jenem folgten vierundzwanzig Banduren, diesem vierundzwanzig Arnauten, und als sich die Führer trafen, blieben die Eskorten, mit schußbereit erhobenen Flinten, auf je dreißig Schritt Entfernung stehen. Überdies hatte der Oltenier sechs Geschütze im Rücken, neben denen die Feuerwerker ihre brennenden Lunten in Bereitschaft hielten.

„Archon Sludjér,“ sagte Jordáke, „es ist nicht an der Zeit, daß Christen wider Christen kämpfen, wo ihnen die Türken auf den Fersen sitzen.“

„Du hast mir den Krieg erklärt, nicht ich dir,“ entgegnete Herr Tudor.

„Ziehe mit uns gegen die Türken,“ hat der Arnaut.

„Ich ziehe gegen die Türken, aber allein. Geht Ihr über die Donau, in euer Land. Wie oft soll ich das noch wiederholen? Mir tut der Mund schon weh davon.“

Jordáke sah den anderen mit einem Blick voll Sorge und Zweifel an, dann zog er einen Brief aus seinem Gürtel und sagte: „Dieses Schreiben des Sava hat ein Getärist dem jüdischen Spion des Pascha von Silistra abgekauft. Lies!“

Sava schrieb, er werde Vladimírěsku auffordern, sich dem Sultan zu unterwerfen, unter der Bedingung der Amnestie, der Wahrung der Rechte und Freiheiten Rumäniens und der Befreiung von den Fanarioten. Sofern der Pascha Tudor zum Hospodaren machen wolle, werde Sava den Fürsten Ipsilanti entweder zu töten oder auszuliefern versuchen.

Der Bandur gab den Brief zurück. „So ist es,“ sagte er, „dieser Ränkeschmied hat mir dergleichen vorgeschlagen. Und du siehst meine Antwort: ich ziehe gegen die Türken.“

Da entnahm Jordåke seinem Gürtel einen zweiten Brief. „Diesen da,“ sagte er, „haben unsere Leute dem Boten des Sava mit Gewalt abgenommen. Lies!“

Im zweiten Brief meldete Sava dem Pascha von Silistra, daß die Griechen nach Tergówischte und Tudor nach Pitéshti aufgebrochen seien, von wo es den Panduren ein Leichtes sein werde, die Hetäristen vom Gebirge zu trennen, um sie den Türken entgegen zu treiben. Man solle daher ihm, dem Hauptmann Sava, sobald wie möglich den Firman des Sultans schicken, damit er ihn dem Wladimirósku überbringe.

„Das lügt der Schweinehund!“ rief der Pandur und sah dem Olympier zornsprühenden Blicks ins Auge. „Glaubst du mir oder nicht?“ herrschte er ihn an.

Da reichte ihm Jordåke die Hand. „Ich glaube dir,“ sagte er.

Die beiden Befehlshaber machten ein Zeichen, und die Flinten der Eskorte senkten sich. Dann ritten Herr Tudor und der Olympier zu ihren Truppen zurück, hüben und drüben wurden die Fahnen geneigt und geschwenkt, und Wladimirósku gab dem jungen Artilleriehauptmann Kálekeánu den Befehl, die große Kanone in die Luft abzufeuern.

Drauf führte Herr Tudor seine Panduren über die Wiese ins Dorf Golóschti und ließ sie dort zwischen dem Herrenhof und der Kirche lagern. Er selbst bezog den weißen Torturm, der den Parkeingang überhöhte, und ließ die Geschütze davor auffahren. Derweil ritten Hadji Bródan, Makedonski und noch einige ihrer Gospodaren in den schattigen Garten hinein, wo große Lannen ihre hellgrün umsäumten Fächerzweige über die runde Rasenfläche vor dem niederen, weißen Hause breiteten, auf dessen

Prüdwór alles, was der Bojar Diníku Golésku an Dienerschaft zurückgelassen, sich angstvoll versammelt hatte. Da stand die alte Beschließerin mit einem halben Duzend ihrer Zigeunerinnen, der Tafeldecker, der Kafedji, der Koch und seine Gehilfen, der Lehrer, denn der Bojar Diníku war der erste im Lande, der eine kleine Schule auf seinem Gut errichtet hatte, und auch die berühmte „Musik des Golésku“, ein Zigeunerorchester, dessen Vorgeiger ein Ungar war. Die Gospodaren ließen sich alle Zimmer öffnen und waren eifrig darauf bedacht, sich gute Betten zu sichern.

Eine halbe Stunde später wurden sie zu Herrn Tudor's Mittagstafel gerufen. Der Koch hatte ihnen Borsch zubereitet, eine saure Suppe mit Fleischstücken, und gebratenen sowie marinierten Fisch. Auch den Hauptmann Jordáke hatte Vladimírésku zu Gast geladen, und gegen das Ende der Mahlzeit erschien der Prinz Georg Ipsilanti, ein Bruder des Archi, auf kurzen Besuch und war eitel Wohlwollen und Liebenswürdigkeit. Er sagte, er sei überzeugt, daß von nun an das beste Einvernehmen zwischen der Volksversammlung und der Hetárie bestehen werde, sie hätten ja denselben Feind und würden ihn gemeinsam, die Hetárie diesseits, die Volksversammlung jenseits des Dltflusses, bekämpfen.

Herr Tudor antwortete wenig. Viel Bitternis war in seiner Seele, viel Born und Ungeduld. Er wünschte nur Eines: im Kloster Horez liegen und umrungen sein von vielen tausend Feinden, ehrlichen Feinden, gegen die man sich schlagen konnte nach Herzenslust.

Der Abend sank. Der letzte rote Sonnengriffel hatte die Front des weißen Golschter Torturms glühend bestrichen. Auf der Bank, die sich links vom Eingang, an der Außenmauer des Parkes, befand, saßen Kalebeanu, der Hauptmann der Artilleristen, und Tschoreanu, Herrn Tudor's Adjutant. Sie hatten sich diesen Posten für die Nacht gewählt. Vor ihnen dehnte sich der weite Wiesenplan, auf dem die Panduren lagerten. In einer Entfernung von ungefähr dreihundert Schritt durchschnitt ihn eine Erdwelle, auf der, in langer Reihe, alte Weiden standen. Noch hoben sie sich, in der Vielgestaltigkeit, die diesen Bäumen eigentümlich ist, deutlich vom Horizont ab; der eine rechte sich grade auf, und seine Krone gleich einem mähnigen Löwenhaupt, der andere war knorrig und struppig, ein dritter neigte sich mit weitausgestreckten Ästen gegen die Ebene, als wolle er das abendliche Firmament in wildem Entzücken umfassen.

Dort oben stand des Sonnenuntergangs Nachspiel: auf blaßgrünem Himmel langgestreckte, grauviolette Wolken, deren unteren Rand helleuchtendes Kupferrot verbrämte. Nur mehr am Himmel war Licht und Farbe. Auf der Erde wurde es dunkel, die Weiden waren schwarz, kaum daß sich an dieser oder jener Stelle des Lagers das Weiß der Pandurenmäntel oder der Pferde noch unterscheiden ließ. Dafür glühten hier und dort die Feuer auf.

Der wachthabende Offizier kam vom Turm herunter und gab dem Adjutanten und dem Hauptmann Kalebeanu die Losung für die Nacht. Es war „Mehedinş“, der westlichste Distrikt Olteniens. Dann ging er weiter, um die Parole an alle Posten auszuteilen.

Tschoreanu suchte nach seinem Feuerstein im Gürtel,

um den Tschubuk, der neben ihm auf der Bank lag, in Brand zu stecken.

Kalekeánu seufzte: „Wenn ich denke, daß wir bis Horez noch wenigstens vier Tagemärsche haben —.“

Der Adjutant verstand ihn. „Was willst du, wir müssen ihm die Diebereien der Burschen, falls wieder welche vorkommen sollten, so viel wie möglich verheimlichen.“

„Gott stehe uns bei! Ihm etwas verheimlichen ist schwer. Und ich fürchte die Serben. Sie sind außer sich.“

„Hadji Pródan ist kein Verräter.“

„Aber er verliert die Geduld.“

„Mir hängt um die vier Hauptleute, die nicht unterschreiben wollten.“

„Darfa und Kutkui waren heute bei der Mittagstafel.“

„Herr Tudor hat aber nicht mit ihnen gesprochen.“

„Gesprochen hat eigentlich nur der Makedonski.“

„Was hältst du von dem?“

„Dem Georg Ipsilanti hat er fast die Stiefel geküßt.“

Wieder seufzte Kalekeánu: „Ach, Tudorin, — unser Tudorin!“

Dann schwiegen sie. Tschoreánu zündete sich die Pfeife an.

Da hörte er plötzlich Herrn Tudor's Stimme hinter sich: „Gib mir den Tschubuk, Freund, ich habe Lust auf ein paar Züge.“

Die beiden Offiziere sprangen auf.

„Und du,“ fuhr der Kommandierende fort, „geh und bring mir Darfa, Kutkui, Urdareánu und Jenésku. Wir machen dann die Runde bei den Wachtposten.“

Der Adjutant eilte ins Lager.

Vladimirésku setzte sich und rauchte schweigend.

In wenigen Minuten kam Tschoreánu zurück, mit Urdareánu und Jenésku; Darfa und Kukui hatte er nicht finden können.

Herr Tudor sagte nichts, legte den Tschubuk auf die Bank und brach mit den vier Hauptleuten auf.

Er bog nach rechts, in der Richtung der Kirche, die dem Herrenhof gegenüber lag, machte die Runde um das Lager und gab auf den Anruf der Wachtposten selbst die Antwort: „Mehehintz“.

Die Nacht war lau. Große Sterne blinkten am Himmel.

Schweigend gingen die Männer. Einmal hörte Urdareánu den Hauptmann Jenésku tief aufseufzen. Da griff er nach seiner Hand und schritt so mit ihm durch die Dunkelheit. Bei Sonnenuntergang hatten die zwei jungen Leute zusammen auf einem Erdbuckel hinter der Kirchhofmauer gesessen und geträumt; der Blonde sehnsüchtig zwar und oft von Anwandlungen zorniger Ungeduld befallen, aber dennoch hoffnungstark, denn die Erinnerung an die stumme Zwiesprache, die er mit Sasta in Otetelisch, im Schein des Abendrots gehalten, war ihm Balsam und Trost. Der Schwarze hingegen schaute so starren Blickes gen Bitéshti, daß seine Augen voll Wasser standen. Urdareánu hatte dies bemerkt und wieder Ehrfurcht vor der ungeheuren Kraft empfunden, die in des Freundes Schweigen lag.

Jetzt war Herr Tudor mit seinem Gefolge bei den großen Weiden angelangt. Im Windschutz der Bodenwelle hatten sich etliche Panduren zwei Feuer angemacht, deren Schein weit in die Runde flog; in voller Beleuchtung stand jener vorgeneigte Baum mit den weitausge-

breiteten Armen. Um so tiefer war die Nacht hinter dem Lichtkreis. Und aus ihrer Schwärze tauchten, sowie Vladimírěsku stehen blieb, an dreißig Soldaten auf, die den Oberbefehlshaber und seine Hauptleute im Nu umringten.

Da wandte sich Herr Tudor nach der Stelle, wo Urdareánu und Jeněsku, zwar nicht mehr Hand in Hand, doch noch immer neben einander standen, reckte den Arm aus und befahl mit eherner Kommandostimme: „Hängt sie!“

Den Jünglingen geschah wie im Märchen, — sie versteinten.

Und windschnell hatten drei Gefellen jener nachtsprungenen „Garde des Mordes“ eine hänsene Schlinge um Urdareánu's Hals geworfen und das andere Ende des Seils über den vorgereckten Weidenast geschleudert.

Durch Jon's Gehirn fuhr es wie Blitze: — alles war aus, kein Kampf, kein Sieg, keine Liebe mehr, — und seine Mutter würde sterben, wenn sie des Sohnes schimpflichen Tod erfuhr. Bei diesem Gedanken tat ihm das Herz so weh, daß er das Seil kaum noch spürte.

Dem kurzen Kehllaut des Einen gehorchend, zogen die drei Gefellen an, und der wundervolle junge Körper baumelte fünf Fuß hoch überm Boden.

Da erwachten Kalekeánu und Tschoreánu aus ihrer Entsetzensstarre und begannen für Jeněsku um Gnade zu flehen.

„Verräter müssen sterben,“ knirschte Herr Tudor.

„Hoheit, sie sind keine Verräter! So wenig als wir es sind!“

„Sir wollten nicht unterschreiben,“ beharrte Vladimírěsku.

„Aber sie dienten dir und dem Lande treu! Wie

sollen wir dein Herz rühren, Herr? Jenésku's Vater liegt krank, in Bitóschti, kaum eine Post von hier, und weiß, daß sein Sohn in seiner Nähe ist, und sollte erfahren, daß du ihn gehängt hast? Habe Mitleid mit seinem Vater!" Mit gefalteten Händen, wie die Kinder, baten sie; die Stimme bebte ihnen, Tränen schnürten ihnen fast die Kehle zu. Und gerade die Kindlichkeit ihres Flehens, die ihres Gewissens Reinheit bewies, der Jammer um die jungen Genossen, der sie der eigenen Gefahr nicht achten ließ, erweichten endlich den Sludjér, denn im selbstvergessenen Bitten für einen anderen lag ein Mut, der ihm verwandt war, der Mut für die Sache.

Er tat einige Schritte, die „Garde des Mordes“ öffnete den Kreis; doch als Vladimírósku außerhalb des Feuerscheins angelangt war, blieb er wieder stehen und befahl: „Bindet den Jenésku, — morgen bekommt er vierundzwanzig Hiebe auf die Fußsohlen und wird dann nach Ocna ins Salzbergwerk gebracht.“

Dann ging er, und Kaležeánu und Tschoreánu folgten ihm.

Jéne Jenésku stand noch immer regungslos unter der Weide, an deren ausgerecktem Arm sein Freund hing. Jetzt traten Männer an ihn heran, um ihm die Arme auf dem Rücken festzubinden.

Doch im selben Augenblick kam zwischen den Weidenstämmen Hadji Pródan mit einigen Begleitern hervor. Ihn hatten die Panduren, deren Feuer der Hinrichtung als Leuchte gedient, angstvoll herbeigerufen.

Entsetzt blieb der Serbe stehen und bekreuzte sich. Dann sprang er von der Böschung herab und schlug mit wütender Faust die Hände der Henker, die Jenésku fesselten, nieder.

„Es ist Befehl, Gospodar,“ murrten sie auf serbisch.

„Zum Teufel den Befehl!“ rief Pródan. „Wo ist euer Hauptmann?“

„Hier,“ klang es aus der Finsternis, und Kiriaf Popósku trat in den Feuerschein heraus.

Ein rasches Gespräch entspann sich zwischen den beiden Landsleuten.

„Freilich hat der Soldat zu gehorchen,“ sagte Pródan, „aber über uns steht Gott! Und diese Hinrichtung war gottlos! Keine Anklage, kein Verhör, nicht einmal ein Priester! Ich habe dich dem Sludjér empfohlen. Zuerst war ich dein Vorgesetzter und bin es noch immer. Und als solcher sage ich dir, dem Hauptmann Jenésku wird kein Haar gekrümmt. Gott vergebe mir die Sünde, daß ich dem Vladimírésku für seine Mordgeschäfte Serben verschafft habe.“

„Gospodar,“ sagte Kiriaf, „er bringt uns morgen alle um.“

„Nein, bei Gott! Das Maß ist voll. Mich haben seine eigenen Banduren jetzt zu Hilfe gerufen. Heiliger Herr im Himmel! Wär' ich doch früh genug gekommen, um diesen armen Urdareánu zu retten!“

Da wankte Jenésku, und die beiden serbischen Hauptleute fingen ihn in ihren Armen auf.

Eschoreánu folgte, wie es seine Pflicht war, Herrn Tudor hinauf in den Turm. Auf dem kleinen Vorplatz, auf den die Holzstreppe mündete und den ein Talglicht erhellte, fragte der Adjutant, ob Vladimírésku noch Befehle für die Nacht habe. Und die Antwort lautete:

„Nichts weiter, als daß die Wachtposten ihre Pflicht tun sollen.“

Dann ging Herr Tudor in sein Zimmer und schloß die Thür von innen ab.

Ischoreánu blieb noch einige Augenblicke auf dem Vorplatz stehen und hielt sich an der Rampe über der Stiegenmündung, denn jetzt wankten ihm die Kniee. Noch furchtbarer als die Grausamkeit der Hinrichtung dünkte ihm die Ruhe, mit der Vladimírěsku ihm geantwortet, die Ruhe, mit der er die Thür seines Schlafgemachs verriegelte, ja, daß er überhaupt nach dem, was geschehen war, ans Schlafen denken konnte.

Dies mochte daher kommen, daß der Pandurenführer fühlte wie David, da er Gott, um einer gerechten Sache willen, hat, das Gebiß der jungen Löwen zu zerschmettern, — und sein Gewissen war ruhig. Mehr denn ruhig; er erachtete es als Pflicht, seinem Heer den Herrn zu zeigen, zumal an einem Tage, an dem sich die Griechen wiederum arg in die Angelegenheiten des Landes gemengt hatten und Vladimírěsku's Mißtrauen gegen alle Fremden unter den eigenen Truppen, denen er den Abfall der vier Hauptleute zuschrieb, aufs höchste gestiegen war. Auch kannte er das Grauen vor dem Tode nicht.

Ischoreánu ging langsam die Treppe hinunter; hinter ihm verriegelte der innere Wachtposten die schweren, eichenen Torflügel. Und als er mitten in der Samtschwärze der Nacht, von zwei Feuern beleuchtet, das Schreckensbild an den Weiden wieder sah, hätte er fast aufgestöhnt.

Auf der Bank neben dem Eingang saß, den Kopf in den Händen, Hauptmann Kalekeánu; auch er konnte es nicht mehr ertragen, nach den Weiden zu schauen.

Da ertönten Schritte in der Nacht.

„Wer da?“ rief der äußere Posten am Thor.

„Mehedinz,“ klang es mehrstimmig, und bald darauf wieder: „Wer da?“ und „Mehedinz“.

Die Hauptleute kamen von allen Ecken und Enden des Lagers herbei; sie scharten sich um die Bank, auf der der Artillerist und der Adjutant saßen, jeder schlug ein Kreuz, wenn er auf den Gehängten im Feuerschein blickte, und so oft sie hinblickten, wuchs die Erregung der Männer. Sie sprachen gedämpft. Sie nannten Jon Urdareánu die Blume der Panduren, sie jammerten um seine Jugend, seine Schönheit, seine Tapferkeit, die verständige Güte seines Wesens. „Die Burschen gehorchten ihm, als wäre er ein erfahrener Mann, denn er war gerecht, und hatte er sie verdonnert und verwettert, so war die Sache abgetan und die Sonne schien wieder.“

„Seine Panduren stehen jetzt dort, bei den Weiden und weinen,“ stieß Frunte-Bata hervor und brach kurz ab, denn auch ihm versagte die Stimme.

„Wehe der Seele seiner Mutter,“ sprach ein anderer; „euch aber,“ richtete er das Wort an Kalekeánu und an Tschoreánu, „vergeltet es Gott, daß Ihr das zweite junge Blut gerettet habt. Wo mag Jenésku sein?“

Einige glaubten zu wissen, daß ihn die Serben in Sicherheit gebracht.

„Und Darfa und Ružui?“ wurde gefragt; „Gott im Himmel, wenn er auch die umgebracht hätte!“

„Darfa und Ružui,“ klang es da aus der Finsternis, „sind hier.“

Darfa war es, der gesprochen, aber mit so dumpfer, erloschener Stimme, daß die anderen sie nicht gleich erkannten.

Dann machte man ihnen Platz, zog sie mitten in den

Kreis. Der lange, hagere Kukui blieb stumm; in der Nacht konnten die Männer nicht sehen, daß ihm Tränen über die Wangen strömten. Um zu hören, was Darfa sagen wollte, schwiegen jetzt die übrigen wie in der Kirche.

„Brüder, es steht nicht gut mit uns,“ hub der an, der nach Tudor Vladimiresku als Erster in der Volksversammlung galt, „Ion Urdareanu hat das Leben verloren, aber Jenesku hat noch mehr verloren. Wir kommen jetzt von ihm. Hadji Prodán hat ihn ins Haus des Lehrers gebracht. Er kann nicht sprechen, so klopft sein Herz. Er hat mehr verloren als Urdareanu, — und wir mit ihm. Denn des Soldaten Gott ist sein Anführer. Und an dessen Gerechtigkeit können wir nicht mehr glauben. Wir haben unsern Gott verloren, Brüder.“

Es war mehr Schmerz als Born in Darfa's Worten, es war die Klage einer großen und bitter enttäuschten Liebe.

Da wurde von innen scharf ans Thor gepocht.

„Wer da?“ fragte der Posten.

„Ich bins, ich, Makedonski,“ klang es ungeduldig zurück. „Mach' auf!“

Kalekeanu trat herzu und befahl dem Panduren zu öffnen.

Makedonski kam heraus; er führte einen Schimmel am Zaun.

„Ist's wahr?“ fragte er hastig, „hat der Gludjér den Urdareanu gehängt?“

Sie zeigten ihm das Bild im Feuerschein.

„Und Ihr steht da und klagt und laßt euch solches bieten?“ fuhr der Arnaut die Rumänen an. „Habt Ihr kein Blut in den Adern? Er mordet heute diesen und morgen jenen, ohne Gericht! Wie Vieh geht er mit euch

um, Ihr Schafsköpfe! Meint Ihr, daß Ihr das vor euren Panduren verantworten könnt? Wisset, daß sie alle murren, daß sie es satt sind, die Opfer seines blinden Zorns zu sein, und daß sie sich gegen euch erheben werden, so Ihr noch zu diesem Wahnsinnigen haltet, der seines Volkes Blüte hinschlachtet, — wofür? Wem nützt es, daß der stolze junge Mann, der noch vor zwei Stunden geatmet hat wie Ihr und ich, der ahnungslos hinter seinem Kommandanten herging, jetzt dort erdroffelt hängt . . .“

„Gott, heiliger Gott!“ erhob plötzlich Kutzui seine Stimme mit solcher Verzweiflung, daß der Arnaut in seiner heißen, haßerfüllten Rede innehielt, „wären wir doch gegangen, als uns Herr Tudor rufen ließ, anstatt uns zu verbergen, weil wir wohl wußten, daß er Rache-gedanken gegen uns im Schild führte! Wir hätten ahnen müssen, daß er auch die zwei jungen Leute würde kommen lassen! Wären wir doch gegangen, wir hätten den Urda-reánu retten können, wie Kalekeánu und Tschoreánu den Jenésku gerettet haben. Wir sind die Älteren, der Sludjér wäre nicht mit uns umgesprungen wie mit jenen Kindern!“

„Nichts hättet Ihr tun können, Bruder Kutzui,“ fiel ihm Frunte-Lata ins Wort, „denn die Mordschar war an die Weiden befohlen worden.“

Aber Kutzui ließ sich nicht trösten. „Wir sind schuld an dem Unglück,“ beharrte er.

Da brach Makedonski von neuem los: „Und jetzt klagt Ihr wieder! Jetzt ist es noch Zeit, euch alle zu retten, also spricht lieber ein entschiedenes Wort. Was wollt Ihr tun? Nach wie vor dem Wüterich dort oben gehorchen?“

Nein, nein! Sie verwahrten sich dagegen. Das konnten sie nicht mehr!

„Dann verlaßt euch auf mich,“ fuhr Makedonski fort, „auf mich und Hadji Brodan, von dem Ihr wißt, daß er ein treuer Kamerad ist. Wollt Ihr, daß wir euch helfen?“

Sie wollten es.

„Wartet also auf mich bis morgen, denn ich will den tapferen Jordáke benachrichtigen. Euch überlasse ich den Tudor Bladimirósku als Gefangenen,“ sagte Makedonski.

Dann warf er sich auf sein Pferd und jagte nach Pitóschti.

Die Hauptleute hielten noch eine kurze Beratung, worauf zwei in den Herrenhof gingen, zwei mit Kalekeánu und Tschoreánu vor dem Tor blieben, und die anderen ins Lager eilten.

Und jetzt sprang der Funke des Aufruhrs blitzschnell von Herz zu Herz. Denn die Hauptleute hatten Macht über die Panduren, ihr Beispiel galt viel; zündend fiel ihr Wort in das Pulver der Empörung, das in den Seelen der Oldenier bereit lag.

Umsonst fannen Kalekeánu und Tschoreánu, wie sie Herrn Tudor eine Warnung zukommen lassen könnten; die zwei Genossen, die sich zu ihnen gesellt, wichen nicht von ihrer Seite und verhinderten es sogar, daß der Artillerist und der Adjutant mit einander ungehört sprechen konnten, denn es war wohl bemerkt worden, daß die beiden dem Makedonski nicht beigepflichtet hatten.

So ward es Tag. Eine der Wachen, aus dem Inneren des Torturms, eilte herab und meldete, daß Herr Tudor aufstehe, und als der Anführer hinunterkam, harrten seiner alle Hauptleute. Aber sie waren finster, und ihr Schweigen umgab ihn wie eine Mauer. Er sah

zu den Weiden hinüber, wandte sich dann zu Tschoreánu und sagte: „Laß den Urdareánu vom Strick herunternehmen und begraben —,“ und nach sekundenlanger Pause setzte er hinzu: „wie es sich für einen Offizier geziemt.“

Die Nacht mochte seinen Zorn gedämpft haben. Von Jenésku und den zwei anderen Hauptleuten, die sich seinem Befehl widersetzt hatten, sprach er nicht mehr.

Eine Stunde später standen die drei samt ihren Kompagnien am Grabe des hingemordeten Kameraden. Trotz der Vorstellungen der zwei älteren Männer hatte Jenésku bei dem Begräbnis nicht fehlen wollen. Von Zeit zu Zeit warf der eine oder der andere einen väterlich besorgten Blick auf den jungen Hauptmann. Er sah um Jahre gealtert aus; grau und eingefallen waren Wangen und Schläfen, und durch die Brauen fuhr zuweilen ein Zucken wie von unerträglichem Schmerz. Doch ertrug Jenésku heute alles.

Er ertrug es, den offenen Sarg, der auf den Schultern von acht Panduren ruhte, herannahen zu sehen, und lang schaute er dem Freund ins Antlitz. Da der Strang die Halswirbel gezerrt, hatte man Urdareánu's Goldhaupt sehr hoch gebettet, so daß sich die Majestät der Haltung mit der des Todes einte. Erhaben war die Schönheit dieser Leiche. Im Hause des Priesters, wo sie aufgebahrt worden, hatten sie Frauen fast ganz mit Flieder bedeckt. Es schien, als trüge man den Frühling zu Grabe.

Nachdem das Glockenläuten, die Ehrensalbe und der Trommelwirbel verklungen, kehrte der Adjutant Tschor-

reánu zum Turm zurück, um Herrn Tudor zu melden, daß sein Befehl vollzogen worden sei.

Dort traf er eine Abteilung fremder Arnauten. Hauptmann Jordáke war aus Pitésáhti gekommen und befand sich oben, bei Bladimirésku.

Im Torgewölbe und auf der Treppe wachten Griechen. Und sowohl unten als oben standen zahlreiche Panduren mit verschlossenen, drohenden Mienen.

Im Turmstübchen saßen Herr Tudor und der Olympier auf dem Bettdivan und tranken schwarzen Kaffee, den ihnen Preda serviert hatte, und eben machte der Pandur vor den anderen Arnauten, dem wilden Farnáke und den Hauptleuten Michálea und Gentschu, die sich ihre Täßchen von der Präsentierplatte nahmen, seine Aufwartung. Die türkische Zeremonie des Kaffeeanbietens begleitete selbst die ernsteste Begebenheit, auch gefiel es Bladimirésku's Tapferkeit, dem Haß und dem Verrat, die er um sich spürte kaltblütig zu begegnen.

Jetzt gab er Preda einen Wink: der Hauptmann Jordáke hatte sein Täßchen leergetrunken, und der Pandur nahm es ihm ab.

Dann sagte der Olympier: „Wir möchten wissen, Archon Gludjér, warum du den Hauptmann Urdareánu gestern, ohne Kriegsgericht, gehängt hast, sowie die dreißig Soldaten, auf deinem Zug von Bukarest nach Golésáhti? Das ist nicht Sitte unter Kriegern und hat uns sehr erbittert.“

Herr Tudor erwiderte: „Ich bin in meinem eigenen Land mit meinem eigenen Schwert.“

„Aber Unrecht bleibt Unrecht,“ sagte Jordáke, „und die Leute klagen über dich.“

„Haben sie dich zum Richter über mich bestellt?“

„Sie haben mich zu Hilfe gerufen! Und Prinz Georg Ipsilanti läßt dir sagen, Archon Studjér, daß er trotz allem, was gestern zwischen euch beschlossen wurde, dir nicht mehr trauen kann, denn in der Nacht überbrachte man ihm einen neuen Beweis dafür, daß du es mit den Türken hältst. Hier!“ und wiederum holte der Olympier einen Brief hervor, den er mit zitternder Hand, — denn er fieberte stark, — dem Pandurenführer reichte.

Es war jenes Schreiben an den Pascha von Silistra, auf das Vladimiresku keine Antwort mehr erhalten; man hatte es also aufgefangen und jetzt gegen ihn als Trumpf ausgespielt. Das konnte nur der Hauptmann Sava getan haben.

Schweigend sah Herr Tudor auf das Papier.

„Ist das deine Unterschrift?“ forschte Jordáke.

„Sie ist es,“ lautete die Antwort.

Da sprang der Olympier auf. „Was wollt Ihr mehr?“ rief er den Offizieren zu, „er gesteht endlich, daß er sein Heer und die Hetárie den Türken verraten wollte!“

Tudor Vladimiresku zuckte mit den Achseln.

Jordáke aber riß die Tür zum Vorplatz auf und wiederholte dort seine Worte; dann sprang er die Treppe hinab, und eine Minute später schmetterte seine trompetenartige Stimme unten, vor dem Turm, wo sich immer mehr Hauptleute versammelt hatten. Voll tiefster Erbitterung ließ der Klephte seinem monatelang zurückgedämmten Argwohn die Zügel schießen. Er hob das Briefblatt in die Höhe und schrie: „Hier steht es geschrieben, was euer Tudorin, euer Vater mit euch vorhatte! Den Türken wollte er euch und das Land ausliefern! Darum tötete er euch ohne Grund und ohne Mitleid! Er erwartet die türkischen Horden, was braucht er da noch Panduren!

Jetzt halten wir ihn, er hat seine Unterschrift nicht verleugnen können! Wollt Ihr diesen Verräter seines Landes und seines Glaubens noch zum Anführer?"

Keiner der Hauptleute las den Brief, nur wenige, die ganz vorn standen, sahen sich die Unterschrift an. Aber sie hatten die jungen Panduren sterben sehen, sie kamen vom Grabe des Jon Urdareánu, und der jetzt mit dem Feuer der Überzeugung zu ihnen sprach, war ein Mann, den alle achteten.

„Wir wollen den Sludjér Tudor nicht mehr zum Anführer!“ riefen sie, „wir wollen Hadji Pródan und Mafedonski!“

Da stieg Jordáke wieder in den Turm hinauf, trat vor Tudor Vladimírésku hin und sagte: „Du hast gehört, was deine Hauptleute gerufen haben. Ich rate dir also, mir jetzt gutwillig nach Pitétschi zu folgen, von wo aus dich Prinz Georg nach Tergówische zu seinem erlauchten Bruder schicken will, damit du dich vor ihm rechtfertigst. Der Archi meint es gut mit dir. Sofern du sie bereuest, wird er deine Untreue verzeihen und dich zu den Panduren zurücksenden. Gib mir deine Waffen, Archon Sludjér!“

Nun war eingetroffen, was Tudor Vladimírésku längst vorausgesehen: die Griechen hatten ihr Netz über ihn geschlagen. Nur Eins hatte er nicht erwartet: daß ihn seine Oltenier selbst in dieses Netz hineintreiben würden. So blieb ihm kein Verteidigungsmittel mehr. Ohne ein Wort ließ er es geschehen, daß Jordáke's Arnavuten von einem Nagel an der Wand seine Pistolen herunterholten, sowie ein Paar Satteltasche mit Geld und Schriften. Doch als der Olympier die Hand nach dem Krummsäbel ausstreckte, der Herrn Tudor an einer roten

Seidenschnur um die Schulter hing, sah der Bandurenführer wie hilfesuchend um sich. Und unter all den feindseligen Gesichtern gewahrte er nur ein paar treuer Augen, die tief bekümmert auf ihm ruhten, die Augen des Artilleristen Kaležeánu. Da streifte er die Schnur über den Kopf und reichte den Säbel dem jungen Hauptmann, indem er sagte: „Sehen wir uns wieder, so gibst du ihn mir zurück; wenn nicht, so behalte ihn als Zeichen der Freundschaft. Und nimm auch diesen Ring, den ich von meinen Eltern habe.“

Doch schon drängte Jorbáke zum Aufbruch. Sie stiegen die Treppe hinab. Im Torgetwölbe standen Pferde bereit. Tudor Vladimírěski saß auf. Aber die Zügel nahm der Hauptmann Gěntšcu und führte ihn so durch das Lager.

Die Banduren sahen's und standen finster und stumm dabei.

Oben im Turmzimmer war Kaležeánu allein zurückgeblieben. Er stand wie angewurzelt. In der Linken hielt er den Ring, den ihm Herr Tudor gegeben, einen Goldreif mit einem grünen, gravierten Jaspis, in der Rechten den Säbel, dessen Knäuf aus massivem Silber und dessen Scheide aus rotem Samt mit Silberbeschlägen war.

Da kam Išchoreánu herein.

Die beiden jungen Leute sahen einander an, traurig und ratlos.

Endlich sagte der Adjutant: „Glaubst du, daß er uns hat verraten wollen?“

Kaležeánu zeigte ihm die Gaben, die er empfangen: „Ist das eines Verräters Art, von seinem Heer zu scheiden? Ich glaube, wenn die Banduren gesehen hätten, wie er mit sein Schwert überreichte, sie hätten den Haupt-

mann Jordáke samt seinen Arnauten wieder davon-
gejagt.“

Tschoreánu ließ den Kopf hängen. „Und wir haben
ihn nicht warnen können.“

„Er wäre nicht geflohen,“ sagte der Artillerist, „er
hält nicht aufs Leben.“

Jetzt wurde draußen der Name des Adjutanten laut
gerufen.

Mafedonski ließ ihn holen und befahl ihm, zum
Hauptmann Jordáke zu reiten und ihn zu bitten, er möge
dafür sorgen, daß das Pandurenheer, wenn es morgen
nach Bitéshti kam, Quartier und Proviant vorbereitet
finde.

Spät Abends traf Tschoreánu in dem Städtchen ein.
Es war voll Fliederduft und Nachtigallengesang, und voll
von Arnauten, die in den großen Höfen der verlassenen
Bojarenhäuser und der Kirchen um die Feuer saßen und
sich ihr Abendmahl kochten.

Bald hatte der Bote das Quartier des Hauptmanns
Jordáke erfragt. Als er den finstern Flur betrat, sah er
durch eine offene Tür, an dessen anderem Ende, in ein
erleuchtetes Zimmer. Dort saß Herr Tudor auf einem
Diban und neben ihm hielt der Hauptmann Géntschu,
mit der Flinte in der Hand, Wache, während der Olympier
im Zimmer auf und ab ging. Von dem Anblick er-
griffen blieb Tschoreánu in der Dunkelheit stehen und
hörte Herrn Tudor sprechen: „Was wollt Ihr noch von
mir, nachdem Ihr durch eure Ränke mein Heer verleitet
habt, mich auszuliefern? Was wollt Ihr von mir, Ihr
heimatlosen Fremdlinge? Mich töten? Ich fürchte den
Tod nicht. Ich hab' ihm oft ins Auge geschaut. Mein
Totenhemd zog ich an, als ich mich erhob, um meines

Volk's Rechte zu erkämpfen. Die Türken sind im Land. Ihr aber seid nicht im Stande sie zu schlagen, und werdet es nie sein.“

Länger wagte Tschoreánu nicht, ungesehen zu lauschen. Er ging hörbaren Schrittes durch den Flur, trat ein, verneigte sich zuerst vor Tudor Bladimirésku, der seinen Gruß stumm erwiderte, und richtete dann seine Botschaft an den Olympier aus.

Am nächsten Morgen hielten fünf Postwägelchen vor dem Hause. Herr Tudor mußte in das erste steigen, und neben ihn setzte sich der Adjutant des Prinzen Nikolaus Opsilanti. In den anderen Wagen saßen je zwei Arnauten. Die Kutscher auf dem linken Vorderpferd, — jedes Gefährt hatte ein dreifaches Doppelgespann, — knallten mit den langen Peitschen, und mit hellem Schellengeklänge jagten die Wägelchen davon, in die wundervolle maien-grüne Gegend hinaus, durch die der Ardjesch schimmernd fließt, und die, gen Norden, das Diadem der Karpathen umkränzt.

Die ganze Nacht hindurch war der Präsekt des Distrikts von Hof zu Hof gelaufen und hatte für die Banduren Quartier gemacht. Auch in den Hof des Wojaren Radu Jenésku kam er, aber empfangen hatte ihn Frau Liliána, denn sie war jetzt sowohl der Kopf als die Seele des Hauses; ihr Mann konnte sein Schmerzenslager nicht mehr verlassen. Ihr teilte der Präsekt die furchtbare Tragödie von Goléschtsi mit und daß Tudor Bladimirésku jetzt hier in der Stadt, im Hause des Wojaren Mavrodol, gefangen siße.

Nachdem der Berichterstatter gegangen, kniete Lili-

ana vor den Heiligenbildern in ihrer Stube nieder und betete. Dann eilte sie hinaus in den Hof und hinüber in die Gesindehäuser, rief alle ihre Leute herbei und traf umsichtige Anordnungen. Sie prägte dem Gesinde ein, was Herr Radu von den Ereignissen erfahren dürfe und was nicht. Vor allem nicht die Gefahr, in der seines Sohnes Leben geschwebt, auch nicht, daß Herr Tudor gefangen sei. Und ein Diener mußte aufbrechen, dem herannahenden Heer entgegen, sich nach Herrn Jéne erkundigen, womöglich mit ihm sprechen und dann eilends zurückkehren, damit Frau Lilitiana ihren Gatten zu rechter Zeit auf des Sohnes Ankunft vorbereiten könne.

Drum sah der Hauptmann Jenésku, als er um zwei Uhr nachmittags mit seiner Compagnie in den väterlichen Hof einritt, Herrn Radu's junge Frau oben auf dem Bridwor. Sie aber erschrak vor ihm, als er langsam die Treppe heraufkam und dann, wortlos und ohne Gruß, vor ihr stehen blieb. Zwar war sie es von kleinauf gewohnt viel Schmerz im menschlichen Antlitz geschrieben zu sehen, doch auf diesem Gesicht und in diesen Augen stand Bittereres zu lesen als Schmerz. Lilitiana vergaß darüber fast, was sie ihm hatte sagen wollen. „Gott sei Dank, daß du lebst,“ sprach sie leise, und da er stumm blieb, fuhr sie schüchtern fort: „Dein Vater wartet auf dich, nur sag' ihm, bitte, nicht . . .“

„Ich weiß,“ schnitt er ihr das Wort ab, „der Diener hat mich gewarnt.“

Lilitiana hatte der Ankunft ihres Stieffsohnes mit Bangen entgegen gesehen. Wie würde er ihnen, nach dem Furchtbaren, das er erlebt, wiederkommen? Krank, gebrochen, verstört? Wie konnte das dem Vater verborgen bleiben? Und wer sollte dem jungen Mann dann eine

Stütze sein, wer ihn pflegen und trösten? Sorgenschweren Herzens hatte Liliana viele Möglichkeiten erwogen, nur das Tatsächliche nicht vorauszusehn vermocht: Jéne's harte Feindseligkeit. Freilich ward das Wiedersehn mit dem Vater dadurch erleichtert, denn der Sohn blieb scheinbar ruhig, und Herr Radu ahnte den Sturm nicht, der sich unter der trügerischen Oberfläche barg. Auch war er zu schwach, um zu fragen oder zu forschen. Es wurde ihm gesagt, daß Herr Tudor mit einem Teil des Heeres sich nur kurz in Pitéschti aufgehalten habe, und er trug dem jungen Hauptmann Grüße an den Pandurenführer auf.

Fiebernd, mit glühenden Augen kam Jéne aus dem Krankenzimmer und traf Liliana, die auf das Geräusch jener Türe gewartet hatte, um ihren Platz am Lager des Vaters, sowie ihn der Sohn verließ, wieder einzunehmen.

Jéne blieb stehn.

„Sei ruhig,“ sagte er zwischen den Zähnen, „die Komödie hat ihn gefreut.“

Fragend hob sie die Augen: „Die Komödie?“

„Ist das Leben etwa mehr als eine Komödie? Und wirst du noch einmal wagen, Mutter, mir zu sagen, daß es der Mühe wert sei gelebt zu werden? Schade, daß Herr Tudor mich nicht gehängt hat, wenigstens brauchte ich ihn jetzt nicht zu hassen. Da die besten so sind wie er, ekelt mir vor den Menschen, und deinen Rat, ich solle dem Volk mein Herz und meine Arbeit weihen, mußt du fortan für kleine Mädchen aufsparen, die von der Wirklichkeit keinen blassen Dunst haben.“

Wie Blitz und Hagel fuhren seine Worte auf die verstörte Frau herab. Über ihrem Haupt entlud sich die furchtbare Bitternis dieser jungen Seele, die, wie der

Bandur Darfa richtig empfunden, ihren Gott verloren hatte. Jedes wohlgeartete Gemüt sieht im Vorgesetzten gern und gläubig den Stellvertreter einer höheren Macht, doch fordert es auch von ihm mit unnachsichtlicher Logik, daß sich seine Überlegenheit nicht bloß in Titeln, sondern in Taten offenbare. Bei dieser Forderung kennen Volk und Jugend keine Langmut. Mit Recht. Sonst gäbe es keine Waffe mehr gegen das Pharisäertum. Das Feuer der Jugend aber bringt es wiederum mit sich, daß sie in ihrer Empörung gegen den, der sie um ihren Glauben betrogen hat, zu weit geht und die Sache verwirft, weil der irrte, der sie vertrat. Ja, in der Raserei solchen Schmerzes ergrimmte Jénes leidenschaftliche Natur sogar gegen die Frau, die ihm den Kampf um hohe Güter für sein Volk ans Herz gelegt, um dies wunde Herz dadurch zu heilen. Mit grausamer Erbitterung zeigte er ihr, daß die Wunden jetzt ganz vergiftet waren. Den Namen „Mutter“ hatte er ihr mit kaltem Hohn gegeben. Und daß sie ihn, in ihrer Herzens-einfalt, je von ihm gefordert, zahlte er ihr heim, indem er über ihre Unerfahrenheit spottete.

Wohl fühlte Liliana's Frauenseele selbst unter der Gewaltthätigkeit des Ausbruchs den Adel dieses Schmerzes; doch war sie wie betäubt und fand kein Wort der Erwiderung.

Auch ließ ihr Jéne nicht Zeit dazu; er ging aus dem Hause.

Mehr als zu irgend jemand zog es ihn jetzt zu Darfa und Kuzui. Sie waren, was ihm von vaterländischen und soldatischen Idealen geblieben, und sie verstanden ihn.

Darka hatte alle rumänischen Hauptleute, sofort nach ihrem Eintreffen in Bitéshti, zu sich beschieden und hielt mit ihnen, in einer Kirche, Rat, denn unter den Banduren herrschte Unruhe. So rasch sich gestern die Empörung entfacht, so rasch hatte sich heute Entmutigung der Truppen bemächtigt. Es fehlte ihnen, beim Aufbruch von Goléshti, der allgegenwärtige Anführer, vor dessen Strenge sie zitterten und dessen zielbewußte Befehle ihnen Vertrauen einflößten; es fehlte ihnen der Mann, der von jedem einzelnen wußte, aus welchem Dorf er stammte, der ihre Sprache sprach und ihre Gedanken dachte. Jetzt erinnerten sie sich daran, daß er ihnen seine Pläne oft deutlich erklärt hatte. Dieser und jener fragte einen Hauptmann, ob die Griechen sie gestern nicht überrumpelt, überhölpelt hätten, ob es denn glaubbar sei, daß Herr Tudor, der das Land von den furchtbaren Steuern befreit, sein Volk als Sklaven den Türken habe ausliefern wollen? „Nicht einmal um ihn auf den Thron zu setzen, brauchte er die Türken, — hatten wir ihn doch zum Fürsten gemacht,“ sprachen die Oltenier.

Und die Hauptleute seufzten.

„Wem werden wir gehorchen?“ sagten die Banduren, „Hadji Bródan ist ein Ehrenmann. Doch ist er nicht allein. Da gibt es noch Makedonski, Jordáke, Farmáke, Michálea, Géntschi und wie sie alle heißen! Und jeder dieser Arnauten dünkt sich so groß wie alle drei Ppsilanti zusammen. Die Herde aber, die viele Hunde umklaffen, ist nicht gut bewacht, denn lärmende Rötter laufen vor dem Bären stets davon. Die Türken sind im Land und unsere Weiber und Kinder sind allein. Da gehen wir lieber und schützen jeder unser Haus selber, so gut wir können.“

Und stündlich gab es welche, die das Heer verließen,

sowohl auf dem kurzen Marsch von Goléshti nach Pi-téshti, als nachdem sie das Städtchen erreicht hatten.

Auch die meisten Hauptleute dachten wie die Panduren, und Darfa's Vorschlag, beisammen zu bleiben und Tudor Vladimiresku's Plan auszuführen, fand wenig Anklang. Nur er selbst, Kuzui, Jenésku und Tschoreánu standen für ihre Soldaten ein. Ganz hoffnungslos aber wurden die anderen, als Hadji Bródan mit der Botschaft kam, daß Jordáke ihn und die Panduren über den Ort vorausschicken wollte, doch nur mit drei kleinen Kanonen und ohne Proviant- und Munitionswagen. Ein Sturm von Widersprüchen erhob sich, in den Jenésku plötzlich hineinschrie: „Was brauchen wir Munition? Wir haben Nägel und Zähne! Laßt uns endlich kämpfen!“ Er stand einige Stufen hoch, auf der schmalen Kanzeltreppe; Feuer sprühten die Augen im bleichen Gesicht, aus der Stimme klang die Angst, noch um das Einzige betrogen zu werden, wonach er sich sehnte: eine Schlacht.

Einen Augenblick verstummten die Panduren vor seiner wilden Erregung. Darfa umschloß mit der Rechten beschwichtigend die glühende Hand des jungen Mannes und forderte Hadji Bródan auf, den Hauptmann Jordáke zu rufen.

Der Olympier kam, bestand aber auf seinen Bestimmungen, indem er sich auf Befehle des Archi berief. Doch schwor er am Altar, vor dem Bild der Heiligen Jungfrau, den Panduren, vierundzwanzig Stunden nach ihrem Aufbruch, zu folgen; nur so lang müsse er auf weitere Weisungen aus Tergówischte warten. Und zur Bekräftigung seines Eides schlug er drei große Kreuze.

5.

In Tergöwischte bewohnte der Archi eines der schönsten Bojarenhäuser. Es gehörte dem Griechen Djärtoglu, der ein begeisterter Hetarist war. Er hatte Alexander Ipsilanti wie einen Halbgott empfangen, und da er ihm keinen Tempel bauen konnte, war er auf den Gedanken verfallen, eine der beiden Truppen, die rechts und links aus dem Hof auf den Bridwor hinaufführten, die „heilige Stiege“ zu nennen, die nur der Archi und seine Brüder benützen durften.

In den Hof dieses Hauses wirbelte am Vormittag des 20. Mai eine schreckenerregende Gruppe herein: ein Arnautenhauptmann zu Pferde schleppte einen Mann am Kragen und brüllte dabei so laut, daß die Leute, die aus allen Türen des Hauptgebäudes und der Dienertwohnungen sprangen, ihn geraume Zeit nicht verstanden.

Endlich erschien Prinz Georg Ipsilanti auf dem Bridwor, und ihm schrie der Arnaut deutlicher entgegen, während er seinen jammernden Gefangenen rüttelte und schüttelte: „Dieser Hundsbott will uns vorlügen, daß die Türken in Bukarest eingezogen sind! Dafür werd' ich ihm den Kopf abhauen!“

„Aman! Aman!“ zeterte der Mann. „Nicht ich sage das, sondern ein Kaufmann, der aus Bukarest geflohen! Ich kann ihn als Zeugen bringen!“

Wieder fuhr der Arnaut, der betrunken war, mit furchtbaren Drohungen los.

Der Prinz aber neigte sich vom Bridwor herab und rief: „General! General Caravia! beruhige dich! Laß' uns den Präseften vorerst genau befragen!“

Denn der Unglückliche, den Caravia beim Kragen hielt, war der Präseft des Distrikts.

„Was befragen!“ heulte der General. „Er ist ein Verräter! Ein Spion! Er will die Truppen entmutigen! Zum warnenden Beispiel soll ihm der Kopf abgehauen werden!“

„Ohne Verhör? Das wäre ungeseklich. Wir müssen den Fall dem Archi unterbreiten. Und er ist nicht hier.“

Da kam ein anderer Zorn über den Arnauten. „Nicht hier?“ zischte er, „wieder nicht hier?“

Unterdessen hatten sich mehrere Offiziere auf dem Bridwör eingefunden, der General Christaris, Lassanis, der Adjutant, und der Kassier Skufas.

Den unbestechlichen Christaris mochte Caravia nicht leiden, auch fürchtete er ihn als einen Arzt, der mit Giften umzugehen verstand. Lassanis und Skufas aber konnte er brauchen, weil sie die Kasse der Hetärie verwalteten.

Und da sie alle dem Prinzen beipflichteten, schleuderte der Arnaut sein Opfer mit gräßlichen Flüchen und einem Fußstoß von sich, riß sein schnaubendes Pferd herum und verließ, brüllend wie ein Tiger, dem seine Beute entgangen, den Hof.

Georg Ppsilanti, der sehr blaß geworden, kehrte rasch ins Haus zurück. Diener hoben den Präseften auf, führten ihn in ein Zimmer, labten ihn, und dann kam Lassanis und ließ sich berichten, was der Kaufmann aus Bukarest gesagt hatte.

Am Tage nach Vladimirésku's Abzug war Achmed, der Pascha von Silistra, vor der Hauptstadt mit achttausend Mann eingetroffen. Die wenigen Bojaren, die sich noch in Bukarest befanden, sowie der Bankier Baltarék und der Kanzler Udrikt gingen ihn zu begrüßen und wurden gnädig empfangen. Der Pascha sagte, er sei nur

gegen die „Abtrünnigen“ ausgeschiedt worden, also gegen Tudor und die Hetäristen; doch mußten alle Einwohner der Stadt ihre Waffen ausliefern. Die Angst war groß. In das preussische Konsulat flüchteten gegen hundert Menschen, mit all ihrem Hab und Gut. Über Udriktz war man empört, denn er hatte bis zum letzten Augenblick behauptet, daß die Türken nicht kämen. Auch der Pascha von Widin hatte die Donau überschritten, und der Pascha von Braila war in die Moldau eingefallen.

Diese Nachrichten brachte Lassanis dann dem Prinzen Georg.

Erregt ging der junge Mann im Zimmer auf und ab.

„Ach, käme doch mein Bruder Dimitri bald aus Rußland mit kaiserlichen Truppen!“ rief er.

Christaris sah, mit einer Schmerzensfalte zwischen den Brauen, zum Fenster hinaus, während Lassanis dem Skufas plötzlich zublinzelte.

Die Mission des Prinzen Dimitri in Rußland und sein baldiges Eintreffen mit einem Hilfskorps war eine der Legenden, die man fortwährend im Lager verbreitete, und die die Brüder Ipsilanti schließlich selber wieder zu glauben anfangen.

„Ich werde früher, als ich beabsichtigte, auf den Weinberg gehen, wo der Archi weilt, und versuchen, ihn dort allein zu sprechen, um ihm diese Vorfälle mitzutheilen,“ sagte der Prinz dann mit der Miene eines Mannes, der energisch einen wichtigen Entschluß faßt.

Der Archi hatte am Morgen einen Ausflug unternommen und befand sich im Landhause, das sein Gastgeber, am Fuße der schönen Nebenhügel im Norden der Stadt, besaß. Er tat das öfter, hauptsächlich um die Nacht fern von Tergowische zu verbringen, wo die Horden des

Caravia und der anderen Arnautenführer in vollster Zügellosigkeit hausten, so daß zu befürchten stand, sie könnten, auf ihren nächtlichen Streifzügen, die „heilige“ einmal mit den unheiligen Stiegen in der Stadt verwechseln.

„Wäre es nicht am besten,“ sprach Christaris, „Eure Durchlaucht kämen mit dem Generalissimus sofort zurück, um einen Kriegsrat zu halten?“

„Wo denken Sie hin!“ erwiderte Georg Ppsilanti, „das können wir Djartoglu nicht antun, der für das heutige Fest auf seinem Weinberg große Vorbereitungen getroffen hat.“

Wieder schmunzelten Skufas und Lassanis, und durch die Augen des Arztes flog ein Ausdruck der Verzweiflung.

„Ich wäre Ihnen sehr verbunden, lieber Skufas,“ fuhr der Prinz fort, „wollten Sie jemand in mein Palais schicken, mit dem Auftrag, man solle anspannen und mich von hier abholen.“

Dienstbeflissen willfahrte ihm der Kassier der Hetärie.

Ein jeder der Prinzen hatte sein besonderes Palais, sowie jeder General.

Daher bedurfte auch jeder seines besonderen Hofhalts. Der des Archi allein verschlang täglich hundert- undvierundzwanzig Oka Fleisch, fünfzig bis sechzig Brote und Quantitäten von Butter, Eiern, Milch, Mehl, Zucker und Gewürz, die zu denen des Fleisches und Brotes im Verhältnis standen. Nicht viel weniger wurde bei den Generalen verschlemmt.

Die Stadt reichte längst nicht mehr aus, um diesen Proviant zu steuern. Darum durchstreiften Arnautenbanden die Dörfer, trieben alles Vieh und Geflügel zusammen und schafften es nach Tergowische. Auch die Kellereien in den Weinbergen wurden erbrochen; in die

Fässer aber, die man zurücklassen mußte, weil man nicht Karren genug bei der Hand hatte, um sie mitzuführen, oder die man nicht stehenden Fußes austrinken konnte, weil sich selbst die arnautischen Saufbolde schon satt gekneipt hatten, schossen sie mit Pistolen, so daß der Wein ausfloß und die Kellergewölbe zu duftenden Zisternen wurden.

Keinen Heller bekamen die Beraubten für diese Nahrungsmittel, und zum Überfluß wurden ihre Frauen und Kinder mißhandelt.

Drum flohen die Bauern in die Berge, und die Zaverdji's mußten ihre Streifzüge immer weiter ausdehnen. Ihre Gier und Roheit wuchs ins Unendliche. Auch Kirchen plünderten sie.

Die feinen Prinzen Ipsilanti machten über all dem die Augen zu; sie waren Meister darin, drohende Gefahren und himmelschreiende Mißstände höflich zu ignorieren. Dazu kam, daß der Archi krank war vor Liebe.

Sofiana Pantas hatte ihn nach Tergówischte begleitet, aber ihre Laune war fürchterlich. Sich eine besondere Rolle für den Fürsten Alexander zurecht zu legen, brauchte sie nicht mehr, da er mit Leib und Seele ihr Sklave war. Sie behandelte ihn jetzt ebenso, wie sie früher Leventis behandelt, und reizte seine Eifersucht dermaßen, daß er ihretwegen mit einem seiner besten Offiziere, dem Prinzen Georg Kantakusinos, der mit Ipsilanti aus Rußland gekommen, in Zwist geriet und ihn mit dem unklaren Auftrag, Jassy zu besetzen, nach der Moldau schickte.

Am ausgefuchtesten aber quälte Sofiana ihren Liebhaber durch die ätzende Kritik, die sie an ihm und an seinem Unternehmen übte. Und geriet er darüber in Verzweiflung, so hob sie die runden weißen Schultern und

sagte: „Was willst du, Opsilótate, die Griechen sind dasjenige Volk der Erde, das zu viel von den Früchten des Erkenntnisbaumes genossen hat; ils se sont donné une indigestion spirituelle. Zum Überfluß gab ihnen auch noch Chilon den zweischneidigen Rat: Erkenne dich selbst. Und das heißt, wissen, daß alles eitel ist und daß wir nichts taugen. Dir, Durchlauchtigster, fehlt allerdings noch viel zu diesem Wissen.“

Tief verletzt sagte der Prinz: „Wie müßte denn der Mann beschaffen sein, der Gnade vor deinen Augen fände?“

„Er müßte mich verachten,“ sprach sie, hart und heiß zugleich, und setzte dann versonnen hinzu: „Er müßte der Sohn eines Volkes sein, das ein Recht hätte, an seine Kraft zu glauben, ein Volk, wie es diese Dazier gewesen, bevor wir kamen.“

„Du schwärmst,“ versuchte der Prinz zu spotten, „du wirst wohl nicht im Ernst die Walachen über die Hellenen stellen wollen?“

„Bergiß nicht, mein Bester,“ sagte die Pantas, „daß dein Adel von den Walachen stammt.“

„Kira Sofiana!“ brauste er auf.

„Bitte, bitte,“ beschwichtigte sie, „wo Ihr könnt, prunkt Ihr mit den Wappen der Moldau und der Walachei, laßt sie auf euren Karossen, euren Bettüberzügen und Tabaksdosen, euren Schwertern und Taschentüchern anbringen. Also entweder bedeutet dies Volk etwas, oder die Wappen sind bedeutungslos.“ Jetzt funkelten ihre Augen; sie wußte, daß jeder ihrer Pfeile saß, und nichts war ihr lieber, als dem Archi seine hoheitsvolle Haltung zu rauben.

Er wurde blaß und rot, und seine Stimme bebte, als er begann: „Auf der Fahne der Hetärie . . .“

„Ach ja,“ unterbrach sie ihn, „ich wollte dir schon längst sagen, daß du das ändern mußt und anstatt eines Phönix den Vogel Strauß auf die Fahne malen lassen sollst.“

Da verließ er das Zimmer und traf im Flur seinen Bruder, der eben auf dem Weinberg angekommen war.

Prinz Georg hat um eine Unterredung; der Archi gewährte sie ihm sofort und hörte während der ersten fünf Minuten aufmerksam zu, dann aber wandelte sich der Stolz und der Troß, den er im Gedanken an Sofiana empfunden, in die Angst, ihre Gunst verscherzt zu haben; er gab zerstreute Antworten, wurde nervös, horchte gespannt auf jedes Geräusch im Hause, und als er Schritte in der Richtung von Sofiana's Zimmer zu vernehmen glaubte, fiel er dem Bruder hastig ins Wort: „Ja, ja, alles andere morgen früh, wenn wir in die Stadt fahren“, eilte zurück an ihre Thür und fand, nach längerem Zagen, den Mut einzutreten und um Verzeihung zu bitten.

Im Stillen hoffte Christaris, der Archi werde, sobald er mit seinem Bruder gesprochen, nach der Stadt eilen, und fast tat er einen Ausruf der Freude, als Hauptmann Souços mit den Worten bei ihm eintrat: „General, ein Bote aus dem Weinberg des Djártoglu ist da“, doch raubte ihm der Nachsatz die Fassung: „der noch Lunte und Pulver für das Feuerwerk verlangt. Aber man will bei keinem Regiment etwas von der Munition, ohne Bezahlung, hergeben. Und wir haben keine.“

Der während der Meldung militärisch erhobene Arm sank vom Totenkopfkalpat herab, und die beiden Männer sahen einander stumm an. Es war nicht des jungen Hauptmanns Sache, dem General eine solche Botschaft zu überbringen, das hätte jeder Soldat tun können; Christaris empfand wohl, daß die Unsinnigkeit des Verlangens, man solle Lunte und Pulver für ein Feuerwerk hergeben, während der Feind im Anzug war, Dimitri Soukos, in dessen Augen er zum erstenmal Hoffnungslosigkeit sah, zu ihm getrieben. Dieser Beweis der Unfähigkeit der obersten Leitung hatte selbst den heroischen Optimismus des jungen Mavroforen erschüttert. Und plötzlich quoll es schmerzlich aus Dimitri's Herzen empor: „General, ich finde mir keine Antwort auf furchtbare Zweifel, — darum wende ich mich an Sie, der Sie Eins sind mit Hellas, der Sie Hellas so lieben, daß es aus Ihnen spricht, aus Ihnen sprechen muß! Schwören Sie mir, General, daß wir wirklich von jenen Helden abstammen, von denen Homer singt: „Schwinger des Speers und begierig, mit starrender Eise krachendes Panzergeschmeid an feindlicher Brust zu zerschmettern!““

Da nahm Christaris seine Zuflucht zu einer apagogischen Beweisführung.

„Sie sind entmutigt, Hauptmann,“ sagte er, „weil nicht alles so ist, wie es sein sollte. Weil Sie Ihre Landsleute Fehler begehen sehen, zweifeln Sie daran, daß sie je Tugenden besessen haben. Doch liegt gerade in dieser Strenge der beste Beweis für die hellenische Größe. Hätten wir nicht die Gewohnheit der Tugend, so würden wir uns nicht gegen den Fehler empören; wären wir nicht Kinder der Wahrheit, so würden wir nicht gegen den Irrtum kämpfen. Was aber ist Wahrheit? Nicht das Materielle

allein, sondern vor allem das Ideale. Fühlt und will des Griechen Seele, daß die Griechen groß seien, so sind sie es. Solange wir an unsere Helden glauben, werden wir Helden zeugen, trotz aller Schwächen, die wir uns selbst in den Weg legen. Drum laffet uns dem Vaterland dienen, nicht allein mit dem Schwert, sondern auch mit Vertrauen in seine unerschöpfliche Tugend."

Indem er Trost spendete, hatte sich der Idealist selbst getröstet.

Dimitri Souzos tat einen tiefen Atemzug und sagte: „Jetzt kann ich wieder leben,“ und in heißer Dankbarkeit wollte er seinem Erretter aus seelischer Todesnot die Hand küssen. Christaris schloß ihn in die Arme.

Der Archi war kaum vom Weinberg des Djártoglu zurückgekehrt, als ihm Lassanis meldete, der Adjutant des Prinzen Nikolaus habe Tudor Vladimiresku gefangen in den Hof gebracht und bitte um die Ehre, einen Brief des Hauptmanns Jordáke überreichen zu dürfen.

Ypsilanti, der tief verstimmt war, weil ihn Sofiana Pantas nicht nach der Stadt hatte begleiten wollen, rief gereizt: „Was soll ich denn mit dem elenden Walachen anfangen?“

„Eure Hoheit haben geruht, den Vladimiresku kommen zu lassen, um ihn wegen seiner verräterischen Korrespondenz mit den Türken zur Verantwortung zu ziehen,“ erinnerte Lassanis.

Da wurden Christaris und Caravia gemeldet; der Prinz nahm sich zusammen und ließ den Adjutanten seines Bruders Nikolaus rufen.

Im Brief des Olympiers stand weiter nichts, als daß er den Sludjér Tudor Vladimírészku unter Bedeckung nach Tergówischte schicke und den Rat zu erteilen wage, der Prinz möge den Panduren gnädig behandeln.

„Ein lahmer Schluß,“ spottete Lassanis.

„Und ein bedenkllicher Rat,“ kollerte den Adjutant des Prinzen Nikolaus und hielt eine lange Rede über die Schwierigkeiten seiner eben vollführten Mission, da Vladimírészku ein äußerst gefährliches Subjekt sei. In der Nähe von Kampulung z. B. seien ihnen plötzlich dreißig Walachen zu Pferde entgegen gekommen, die den „Fürsten Tudor“ mit lauten Heilrufen begrüßten und ihm dafür dankten, daß er die Kopfsteuer von 25 auf 5 Piaster herabgesetzt habe. Das war ein Stratagem des Prinzen Nikolaus! Damit die Walachen in Kampulung, kleine Kaufleute und Handwerker, — die Wojaren waren alle geflohen, — es sich nicht einfallen ließen, Tudor Vladimírészku befreien zu wollen, hatte man ihnen gesagt, der Sludjér gehe nach Tergówischte, um dort feierlich zum Wojwoden ernannt zu werden. Er, der Adjutant, riete also, den Verräter nicht gnädig, sondern streng zu behandeln.

Lassanis und Caravia pflichteten bei.

Christaris sagte: „Erst ihn verhören —.“

Bei diesen Worten trat Skufas ein und rief: „Erst ihn einsperren! Allerlei walachisches Gesindel sammelt sich vor dem Hof an!“

„Ich sagt' es ja!“ rief der Adjutant aus Kampulung.

Da machte der Archi eine gebietende Gebärde und ging hinaus auf den Pridwór.

Unten im Hof saß Tudor Vladimírészku auf einem Klepper mit schlechtem Baumzeug und hölzernen Steig-

bügeln; eine Kette verband, unter dem Leib des Pferdes, seine Füße. Zwei Arnauten bewachten ihn. Der Adjutant aus Kampulung hatte diesen Aufzug gewählt, um in Tergówischte so wenig Aufmerksamkeit wie möglich zu erregen.

Alexander Ipsilanti blickte verächtlich auf den Pandurenführer herab und sagte: „Du wolltest also die Christen an die Türken ausliefern? Das ist eine Schande!“ und sich zu Caravia wendend: „Ich übergebe dir den Sludjér als Gefangenen, General.“ Dann zu Christaris: „Heute Abend wünsche ich ein Conseil. Sie wissen, wer dazu gehört, mein Bruder, General Caravia, Lassanis, — Sie wissen schon. Aber lieber morgen Vormittag,“ schloß er mit einem müden Seufzer.

Dann ging er ins Haus und gab Befehl, daß man seinen Leibarzt Dr. Mabromati zu ihm schicke und ihn eine Zeit lang mit Geschäften verschone, da er sich sehr unwohl fühle.

„Diese Krankheit gilt der Pantas,“ sagte Lassanis zu Skufas.

„Oder vielmehr ist die Pantas seine Krankheit,“ meinte der Kassier.

In größter Eile ließ Caravia den Klepper, auf dem Tudor Vladimírészku saß, durch die Gassen der Stadt treiben, vorbei an den kleinen Gärten, in denen niedere Hütten standen, an den großen Gärten, hinter deren meist verfallenden Mauern die Bojarenhäuser lagen, vorbei an den zahlreichen Kirchen und endlich über den großen Platz, bis an den Glockenturm, unter dem sich das Thor der Metropole wölbte, wo Caravia sein Quartier hatte. Der Platz wimmelte von Menschen, er war halb Arnauten-

lager und halb Jahrmarkt. Drinnen im Hof herrschte verhältnismäßige Stille.

Als er hineinritt, bekreuzte sich Herr Tudor vor dem Gotteshaus, das dort stand. Es wurde ihm eine Zelle links neben dem Torturm angewiesen.

Kurz darauf kamen Lassanis und Skufas und batem Caravia um eine Unterredung.

„General,“ sagte Lassanis, „nur du bist ein Mann der Tat. Nur du wirst es verstehen, das Heer zusammen zu halten und das fortgesetzte Desertieren zu verhindern. Du hattest gestern ganz recht, als du dem Präfekten den Kopf abhauen wolltest. In der Nacht sind Hunderte von Hetäristen verschwunden. Nur du begreifst, daß der Augenblick schlecht gewählt wäre, um, wie Jordáke es vorschlägt, den Walachen Tudor Vladimiresku, der mit den Türken unter einer Decke steckt, gnädig zu behandeln.“

Und Skufas setzte hinzu : „Er soll sehr reich sein. Man sagt, er habe seiner Familie nach Siebenbürgen Millionen geschickt. Und zweifelsohne trägt er, in seinen Kleidern eingenäht, viel Geld und Edelsteine auf sich. Es wäre demnach für die Hetärie von größter Wichtigkeit, wenn du uns erlaubtest, ihn heute Nacht auszuforschen.“

Um vier Uhr ließ der Arnaut Herrn Tudor zu Tisch bitten. Zwei Wachen begleiteten ihn über den Hof hinüber in ein niederes Refektorium mit rotem Ziegelfußboden; und viele Leute drängten sich, während des Essens, dazu, den Dienst an der Tafel zu versehen, um des Pandurenführers ansichtig zu werden. Auch ein Priester der Metropole war darunter, der eifrig Teller und Flaschen herbeitrug.

Herr Tudor aß wenig und sprach nicht. Erst als man

ihm, am Schluß der Mahlzeit, den Tschubuk überreichte, sagte er zu Caravia: „Ich möchte im Hof auf und ab gehen.“

Dann schritten beide Männer, langsam aus den schlanken Pfeifen passend, vor der Kirche hin und wieder. Des Gotteshauses stolzer Säulenvorbau ruhte auf einer Treppenschucht, und neun runde Türme ragten ins Abendrot empor. Auf dem Dach saß ein Mann, der die Bleiplatten, mit denen es gedeckt war, herunterriß.

„Warum geschieht das?“ fragte Herr Tudor.

„Um Kugeln für die Verteidigung des Vaterlandes zu gießen,“ schraubte Caravia, indem er sich in die Brust warf.

„Ich möchte in die Kirche gehen,“ sagte Vladimiresku.

Der Arnaut rief den Priester, der vorhin bei Tisch bedient hatte, und der jetzt, mit anderen, in einiger Entfernung stand; bald war der Schlüssel zur Hand, und die Kirchentür wurde geöffnet.

Vladimiresku und Caravia lehnten ihre Tschubuks außen an die Mauer und traten ein. Herr Tudor hob die hohe oltenische Mütze mit dem weißen Tuchfleck oben drauf vom langen, im Nacken gewellten Haar, der Grieche nahm den Fez vom glattgeschorenen Kopf, und beide bekreuzten sich. Dann betrachtete Vladimiresku das Kirchenschiff und sagte: „Dieser heilige Ort hat Großes erlebt, zur Zeit der Größe dieses Landes, und seine mächtigsten Fürsten haben ihn geschmückt von innen und von außen.“ Dabei wandte er sich gegen die Westwand, an der, rechts und links von der Eingangstür, die Gründer und Gönner der Kirche in majestätischer Reihe abgemalt waren, Fürsten und Fürstinnen in langen Brokatgewändern, mit Pelz-

mänteln darüber, im Gürtel den edelsteinbesetzten Handjâr und hohe Zackenkronen auf den ernstesten Häuptern, über denen ihre Namen standen.

„Neágoe-Bassarab,“ laß Herr Tudor und setzte hinzu: „er hat neun Jahre regiert und keinen Tropfen Blut vergossen, und die herrlichsten Kirchen und Klöster im Land sind sein Werk.“ Dann ruhte sein Blick auf zwei schwertumgürteten Kriegern im kurzen Waffenrock: „Wirtscha der Große,“ sprach er, „der das Land beherrschte von Adrianopel bis zum Schwarzen Meer und bis über die Berge hinüber, die Herzogtümer Gagarasch und Amlasch. Und hier Michael der Tapfere, den die Türken „Schaitanoglu“, den Sohn des Teufels, nannten, und der die Christenheit vor ihnen schirmte wie der Erzengel Michael selber, — bis er von Verräterhand fiel.“ Die Worte verflangen in der Kirchenstille. Nach einer Pause fuhr Bladimirésku zu lesen fort: „Matthäus Bassarab, der Alte, so tapfer wie Michael und der auch an Verrat starb, hier, in Tergówischte,“ und wieder nach einer Stille: „Scherban Kantakusínó, ein erleuchteter Herrscher, der Kirche und Recht, Schule und Handel schützte, den sein Volk liebte und den seine Feinde achteten,“ und weiter: „Constantin Brancovan, der prächtige Bauherr, der reich war und freigebig, wie es Fürsten ziemt. Sein Name sei uns heilig, denn er starb in Tzarigrad den Märthertod, samt seinen vier Söhnen, da ihn der Sultan gefangen nahm und ihm und seinen Kindern bei lebendigem Leib die Haut abziehen ließ, weil sie ihr Christentum nicht abschwören wollten.“

Ernst und andächtig sprach der Altenier, wie ein Priester, der allein in seiner Kirche die Messe liest. Herr Tudor war allein. Den Arnauten kümmerten die Erinnerungen an die großen Fürsten des Landes nicht. Und

der Geistliche, der sie begleitete, hörte zwar die Worte, aber er war kein Held.

Jetzt fragte ihn Herr Tudor, wo das Kloster Deálu liege, in dem Michaels des Tapferen Schädel aufbewahrt wurde.

„Drüben, überm Salomihatal,“ lautete die Antwort, „man sieht es vom Torturm aus.“

„Ich möchte den Torturm besteigen,“ sagte Vladimírsku zu Caravia.

Sie verließen die Kirche, und während der Bandur und der Griechen über den Hof gingen, schloß der Priester ab und benützte dann die Gelegenheit, um sich davonzustehlen, einen Genossen, dem er bereits seine Siebensachen anvertraut, aufzusuchen und der Grenze zuzueilen. Er war kein Held. Doch erinnerte er sich fünfzig Jahre später an die Worte, die der große Oltenier in der Metropolitankirche zu Tergóvischte gesprochen, und berichtete darüber.

Von einem Arnauten begleitet, stieg Herr Tudor bis zu den Glocken hinauf, deren lustige Stube das Abendgold durchflutete. Tergóvischte lag unter ihm, gen Norden überragte der alte Rindiaturm das Grün der Gärten, ein Rundturm auf viereckigem Sockel. Seit Jahrhunderten diente er der Stadt als eine Art Sonnenuhr; wenn sein Schatten lang wurde und es dem Menschenauge dünkte, daß die Sonne gerade in des Turmes Höhe am Himmel stand, so wußte man, daß die Stunde des Abendessens gekommen; zur Glanzzeit der Residenz Tergóvischte wußten es auch diejenigen, die den Turm nicht sahen, weil dann von der Rindia herab, mit Trompeten und Pauken, die Tafelmusik der Wojwoden erklang, deren Schloß, das jetzt in Trümmern lag, ganz nah stand.

Und weiter schweifte Herrn Tudors Blick in die Land-

schaft hinaus: gen Osten, auf der hohen Hügelkette, die das drübere Ufer des breiten, baumreichen Salomikatales begleitete, glühte die Mauerkrone des Klosters Deálu rot im letzten Abendschein. Herrn Tudors Freund, der Bischof Flarion, war jahrelang Abt jenes Klosters gewesen und hatte ihm einst gesagt: „Der Schädel Michaels des Tapferen liegt in Deálu, in der Kirche. Mit dem halte ich oft Zwiesprach. Wir verstehen die Toten besser als die Lebendigen, weil wir sie mit Ehrfurcht anhören, und weil es still ist um sie her. Da lernte ich viel von dem Tapferen. Er sagte mir: willst du die Zukunft erkennen, so schaue in die Vergangenheit. Nur aus der Wurzel kommt des Baumes Kraft. Findest du sie dort, so verzage nicht. Ich, Michael, bin die Wurzel.“ Und Fürst Tudor dachte: „Wenn ich unter den Toten sein werde, wird mich mein Volk auch verstehen.“

In jener Nacht, vom 26. auf den 27. Mai, erfüllte sich sein Schicksal.

6.

Das Türkenungewitter brach endlich über das Land herein. Hadji Pródan und die Panduren erfuhren am zweiten Tag, nachdem sie Bitéshti verlassen, daß die Feinde das Städtchen Slátina, diesseits des Oltflusses, in Brand gesteckt hatten, und daß jenseits des Olt's dreitausend Türken bis zum Marktflecken Dragascháni vorgezogen waren. Dorthier kam ein Flüchtling, der die Panduren im Dorfe Bulturéshti traf und um Hilfe flehte, für sechzig junge Mädchen, die den Janitscharen in die Hände gefallen, und für siebzehn Kaufleute, die sie in Dragascháni gefangen hielten, um sie später zu töten.

Das war an einem Freitag Abend.

Hadji Pródan ließ dem Dorfgeistlichen sagen, er solle den großen Segen über das Heer sprechen.

Unter dem schwülen, grauen Himmel standen die fünftausend Mann in tiefster Stille, und der Priester betete laut aus dem Aghiasmátár, dem Buch der Weisprüche: „Herr der Heerscharen, du starker Gott, der du deinem Knechte David die Kraft verliehen hast, den Gotteslästerer Goliath zu besiegen, erhöre gnädig unser Gebet und gieße deinen Segen aus über diese Waffen und gib deinen Knechten, die sie zu Schutz und Schirm deiner heiligen Kirche und der Witwen und Waisen führen wollen, die Kraft, Schrecken und Grauen unter den Feinden zu verbreiten, und in deinem Namen zu siegen.“

Dann schritt der Priester, dem ein Knabe den Weihwasserfessel nachtrug, durch die Reihen und besprengte alles Kriegsvolk.

Ihm folgten die Hauptleute und verkündeten den Kompagnien den Kriegsplan, den sie mit Hadji Pródan gemacht. Eine Schar Soldaten sollte in der Nacht den Ort überschreiten, sich in die Weinberge von Dragascháni schlagen, wo es Häuser gab, in denen man sich verschanzen konnte, die Türken dorthin locken und solange hinhalten, bis das übrige Heer folgte und dem Feind womöglich in den Rücken fiel. Wer bereit sei, den nächtlichen Zug zu unternehmen, solle hervortreten.

Da kamen, rasch und schweigend, zweitausend Mann vor die Front. Sowohl Hauptleute als Soldaten.

„Halt, Brüder!“ rief endlich Kutzi, „es müssen auch welche für morgen bleiben!“

Dann wählten Hadji Pródan und Darfa dreihundert aus, zumeist Männer zwischen dreißig und vierzig Jahren, denn das Wagestück mußte mit Besonnenheit ausgeführt

werden. An Jéne Jenéskü wollten sie vorbei gehen; doch sah er Darfa aus düsteren Augen so gebieterisch an, daß der Pandur dem Serbenführer sagte: „Der soll auch mit.“

Die Dreihundert vertauschten dann ihre Stiefel mit dem weichen, lautlosen Bundschuh, bekamen jeder einen Schulter sack aus Filz, mit Käse, Brot, trockenem Fleisch und einer Holzflasche voll Branntwein darin, und zogen, geführt von dem Flüchtling aus Dragascháni, in tiefer Stille in die Nacht hinein.

Ihnen war, als sähen ihre Füße den Weg, den sie mit Augen bald nicht mehr wahrnehmen konnten. Zum Olt stiegen sie durch eine steile Hohl-gasse hinab — sein linkes Ufer war hoch — gingen dann am Wasser entlang, in drei Gruppen, bis zu drei Föhren und setzten über den stark fließenden, schwachlastenden Strom.

Als die Landschaft im ersten Morgengrauen wieder sichtbar wurde, erreichten die Dreihundert die Weinberge, im Nordwesten von Dragascháni. Nun hüteten sie ihre Bewegungen nicht mehr. Bald hatten die wachsamten Vorposten der Türken bemerkt, daß es sich in den weißen Häusern, die vereinzelt an den Hügel-flanken lagen, regte, und eine Stunde nach Sonnenaufgang sahen die Panduren die dunklen Massen des feindlichen Heeres aus dem baumreichen Weichbild des Städtchens Dragascháni auf den grünen Plan herausströmen. Bald hörten sie auch den dumpf wetternden Gegentakt der Pauken, dann das Schrillen der Pfeifen und der Schellenbäume; immer rascher wurde die Gangart der Heranziehenden, so daß ihnen eine weiße Staubwolke nachstrudelte. Nun sah man die Pferde deutlich und das Flattern der vielen Fahnen, Lichtfunken zuckten aus den Waffen, und dann schwärmte der Feind in die Weinberge hinauf.

Da fuhren mit scharfem Gefnatter rote und gelbe Feuerzungen aus den Fenstern der drei Häuser, die in drei Grundstücken, ungefähr in einer Linie, an der Hügelflanke lagen. Und mit einem Geheul, das seine Gewehr-
salve fast übertönte, gab der Feind das Feuer zurück.

Der Kampf dauerte bis Sonnenuntergang. Weich und warm lag die Luft über der lieblichen, ruhevollen Frühlingslandschaft, nur an dem einen Fleck auf der langen Hügelkette stieg wüstes Tosen empor, nur an der einen Stelle kugelten, unterm weiten blauen Himmel, weißliche Rauchwolken am Abhang der Weinberge, und dort wurden die Reben, die eben zu blühen begannen, mit Menschenblut begossen.

Unterdessen überschritt Hadji Bródan, im Schutz eines dichten Uferwaldes, den Ort und stellte sein Heer in Schlachtordnung auf. Das Schießen, das er von weitem gehört, war verstummt, dafür stieg, gen Süden, ein glühender Schein immer röter und höher am dunkelnden Abendhimmel empor. Die Türken hatten Dragascháni in Brand gesteckt, damit sich niemand mehr drin festsetzen könne.

Als es vollends Nacht geworden, kamen die Banduren aus dem Weinberg zurück. Sie waren unbefiegt und brachten siebzehn Verwundete mit; drei und dreißig Tote hatten sie im Weinberg gelassen. Beim Feind waren sechs und achtzig Mann gefallen, zweihundert waren verwundet, und er hatte sich in das Kloster, in der Nähe von Dragascháni zurückgezogen.

Die Nacht verbrachte Herrn Tudor's Heer in tiefstem Schweigen und größter Wachsamkeit. Kein Feuer brannte, außer der hochflammenden Brunst über Dragascháni, aus der tiefgelbe Rauchballen aufstiegen. Als gegen Morgen

der Himmel hell und der Rauch schwarz wurde, sahen die Banduren noch etliche Nachzügler der Türken aus den Weinbergen herab und in wildem Lauf nach dem Kloster rennen, wo sich ihre Landsleute verschanzt hatten.

Es war Pfingstsonntag. Die Christen freuten sich des hohen Festtags, als glückbringend für ihre erste Schlacht.

Der Befehl zum Angriff erklang. In drei Kolonnen stürmten die Banduren los, trafen mit türkischer Reiterei zusammen, die aus dem Kloster hervorgebrochen, und warfen sie in ihre Festung zurück. Sechs und fünfzig Tote blieben liegen und ein Duzend Hengste jagte, angstvoll wiehernd, mit fliegendem Schweif und schleifenden Bügeln hin und her.

Nun krachte Salve um Salve aus dem Kloster.

Hadji Brödan ließ die Reiterei und das Fußvolk hinter Bäumen und in Bodenspalten Deckung suchen und erwiderte der Türken Feuer aus zwei kleinen Kanonen, die er aus Bitéschi hatte mitnehmen dürfen. Kein Schuß ging fehl. Pfeifend hagelte das Türkenblei um die Artilleristen; sie wischten sich Schweiß, Rauch und Blut aus den Augen und bedienten ihre Geschütze so umsichtig und genau, als stünden sie auf dem Hochplateau von Kotrotschéni und übten mit Georg Lazar; fiel ein Kamerad, so sprang ein anderer an seine Stelle.

Doch um Mittag ging ihnen das Pulver aus. Die Hauptleute mußten zum Rückzug blasen und führten ihr Heer, zwischen dem Dltfluß und den Weinbergen, gen Norden.

Das war ein heißer Zorn in aller Herzen.

Hadji Brödan saß, gelb und fiebernd, im Sattel; ihm war die Galle übergegangen.

Erregt und empört sprachen die Soldaten untereinander von der Wortbrüchigkeit Jordáke des Olympiers, dem sie seit vier Tagen und auch noch heute Morgen, beim Beginn der Schlacht, Stafetten gesandt, und der nicht gekommen! Hätten sie ihre großen Geschütze und die Munition gehabt, sowie die drei Wagen voll von Schaufeln, Ärten, Hauen und sonstigem Gerät, die Herr Tudor stets mitführte, um Verschanzungen anlegen zu können, so mußten sich die Türken im Kloster von Dragascháni noch vor Sonnenuntergang ergeben. Schon um Mittag hatte ihr Feuer nachgelassen, da die Panduren beträchtliche Breschen in die Mauern geschossen, das Gebäude sich in Feuerz Gefahr befand und es kein Wasser im Klosterhof gab.

Ein himmelschreiender Jammer war's, den Kampf so kurz vor dem Sieg haben aufgeben zu müssen; aber was war ohne Pulver zu tun, überdies konnte dem Feind stündlich Verstärkung aus Craiova kommen! Und trotz des heiligen Pfingsttags wurde furchtbar gegen die Griechen geflucht.

Hauptmann Darka ritt, in finstere Gedanken versunken; sein Herz sehnte sich nach Tudor Vladimiresku. Er bereute bitter, daß er den Anführer aus Goléshti hatte ziehen lassen, und als Jéne Jenésku neben ihn zu reiten kam, sagte er plötzlich: „Junger Mann, wirf dem Bergstrom nie vor, daß er reizend sei, denn er treibt die Mühlen im Land.“

Jéne sah ihn an, doch hörte er ihn kaum; leicht und warm strömte ihm das Blut durch die Adern, und sein Herz, dessen Schwere er seit Wochen auch körperlich gefühlt, war leicht und leer, weder Haß noch Liebe brannten

mehr darin, nur Kampfesrausch erfüllte es. „Wann schlagen wir uns wieder, Hauptmann?“ fragte er.

„Bald, so Gott will,“ seufzte der andere, „wir müssen aber auf Jordáke warten.“

„Ach was, warten, immer warten!“ fuhr Jéne auf, „auch heute hätten wir weiter bombardieren können! Beim Fußvolk und der Reiterei hatte jeder Mann noch einen Schuß Pulver.“

„Du sprichst wie ein Kind,“ sagte Darfa, „das Pulver hätte nicht dazu gereicht, die Türken zur Übergabe zu zwingen, und unterdessen wären noch mehr Panduren gefallen.“

„Nun und?“ gab der Jüngere mit eigentümlichem Funkeln in den nachtschwarzen Augen zurück.

Da wiederholte Darfa zornig: „Nun und? Wofür schlägst du dich? Zu deinem Vergnügen oder für dein Land? Wir wollen nicht zwecklos fallen, sondern siegen, so Gott uns unsere Sünden vergibt und uns beisteht.“

Es war, als wolle Gott ihre Sünden nicht vergeben. Erst nach zwei Tagen brachten die pandurischen Rundschafter die Nachricht, daß Jordáke und Opsilanti drüben überm Olt, in der Höhe des Städtchens Rimnik angelangt seien. Einzelne hetaristische Korps wären, bevor die ganze Armee Tergówische in eilender Flucht verlassen, in der Umgegend jener Stadt von den Türken geschlagen worden. Ein Truppenführer war zum Feinde übergegangen, ein anderer über die Berge entflohen. Zwei hatten sich in einem Kloster tapfer verteidigt, doch als ihnen die Munition ausging, waren sie in der Nacht nach Tergó-

wischte geeilt und hatten dort dem Archi, der sie tabelte, gesagt: fern vom Kampf sei es freilich leicht Vorwürfe zu machen.

„Und wo ist der Sludjér Tudor?“ fragten die Panduren.

Das hatten die Rundschafter nicht erfahren.

Hadji Bródan zog mit dem ganzen Heer an den Ort.

Hochgeschwollen strömten die lehmigen Wasser zwischen den grünen, buschreichen Ufern dahin, denn im Gebirge regnete es, Gewitterschwüle lag in der Luft, der Himmel war düster, die Ferne regenblau.

Unterhalb Rimnik, der hochgelegenen Bischofsstadt, ging eine Fähre über den Fluß. Hadji Bródan und seine obersten Offiziere fuhren ans andere Ufer, wo die dunklen Massen des hetaristischen Heeres durcheinander wogten.

In einem der Bauernhäuser, die dort vereinzelt lagen, wohnte der Archi.

Zu ihm gingen die Panduren.

Alexander Ipsilanti saß auf dem Bridwör. Er sah elend aus, bleich, mit roten Flecken auf den hageren Wangen, unstet glitzernden Augen und einem nervösen Zucken um den Mund. Seine Brüder standen niedergeschlagen neben ihm; Lassanis war unruhig wie ein gefangener Fuchs. Jordáke's Gesicht blieb verschlossen, wie gewöhnlich. Caravia hörte man irgendwo brüllen, dann kam auch er mit großen, wiegenden Schritten daher.

Hochmütig und müde zugleich fragte Alexander Ipsilanti die Pandurenführer, aus welchem Grunde sie sich vor dem Feinde zurückgezogen hatten?

Da wurde Hadji Bródan rot vor Zorn, trotz seiner Selbstucht und sagte: „Daran ist der Hauptmann Jordáke schuld, der uns nicht traut und wohl glaubt, daß wir mit

den Türken im Einvernehmen sind, weshalb er, unter dem Vorwand, Eure Hoheit hätte dies befohlen, unsere Kanonen und unsere Munition in Pitóschti zurückbehielt. Hätten wir unsere zwei großen Geschütze gehabt, so wäre das Kloster nach dreistündigem Beschießen in Schutt und Trümmern gelegen, so begeistert kämpfte unser Heer, und unsere Tapfersten wären nicht umsonst gefallen! Zwei Tage lang trauten sich die Türken nicht aus ihrer Festung heraus, und gestern sind sie alle nach Craiova zurückgezogen, samt ihren Verwundeten. Im Kloster ist nur eine kleine Besatzung zurückgeblieben."

Jordáke und Nikolaus Opsilanti, die besten Soldaten unter den Hetáristen, empfanden Neid und Bitternis bei dieser Rede.

Der Archi aber sagte: „Ihr hättet die Stellung noch drei Tage lang behaupten sollen, bis ich kam," und mit fatalistischer Verachtung setzte er hinzu: „Nun, was geschehen ist, ist geschehen."

„Aber womit hätten wir die Stellung denn behaupten sollen?" riefen Hadji Bródan und seine Hauptleute, „wir hatten ja keine Munition mehr!"

Opsilanti hob die verstümmelte Rechte: „Jetzt werde ich selber, mit meinem ganzen Heer, den Türken entgegen gehen und diesen Krieg beenden."

Damit waren die Pandurenführer entlassen, konnten wieder über den Olt hinüberfahren, sich in Rimnik einquartieren und dort der weiteren Befehle des Archi harren.

Hadji Bródan bezog den Bischofsitz, ein Kloster auf einer Anhöhe, und legte sich zu Bett. Sein Gallenfieber war durch die Unterredung mit Opsilanti noch heftiger geworden.

Darka und Kuzui standen am Lager des Serbenführers und sagten: „Ein aufgeblasener Hohlshädel ist dieser Ipsilanti! Jetzt spricht er, als ginge ihn der ganze Krieg nichts mehr an.“

Da trat Makedonski ein und rief: „Wißt Ihr, was den Ipsilanti ganz außer Rand und Band gebracht hat, so daß er kaum mehr weiß, was er sagt? Hetäristen sind eben, um Proviant zu holen herübergekommen, und haben mir's erzählt. Seine Geliebte, die Frau eines gewissen Pantas, ist dem Archi durchgegangen und zwar mit dem Skufas, und der hat auch die Kasse der Hetärie mitgenommen. Die Truppen sind auf dem Weg von Pitéshti bis hieher fast verhungert, denn bei der Flucht aus Tergowische hat man allen Proviant dort gelassen. Die Leute nährten sich von grünen Kirschen. Und furchtbar soll es geregnet haben.“

„Und was hat Ipsilanti mit Herrn Tudor gemacht?“ fragte Darka.

Makedonski zuckte die Achseln.

Da ging Darka hinaus, sammelte alle Pandurenhauptleute, vierzig an der Zahl, und ließ von einem, der ein tüchtiger Schreiber war, eine Bittschrift an den Archi aufsetzen, darin sie den Sludjér Tudor von ihm zurückforderten, den Sludjér Tudor, der sie aus ihren Häusern geholt, um sie in den Krieg zu führen.

Mit dieser Bittschrift begaben sich die vierzig wieder zu Ipsilanti. Er ließ sich das Schreiben von einem sprachkundigen Griechen übersetzen, schwieg eine Weile, sah wie abwesend in die Ferne und gab dann mit derselben müden Grandezza wie früher die Antwort: er werde Tudor Vladimiresku aus Rußland holen lassen, denn dorthin sei der Sludjér berufen worden; doch sollten die

Rumänen, bis er wiederkäme, nicht untätig bleiben, sondern jenen Türken nach Dragaschani entgegenziehen.

Verdutzt, enttäuscht, niedergeschlagen kehrten die Banduren nach Rimnik zurück. Frunte-Data sagte traurig: „Nun haben sie uns den Tudor genommen, der uns aus unseren Häusern geholt hat; warum sollen wir da noch bei dem hochnäsigen Griechen, dem Ipsilanti, bleiben? Denkt daran, daß unsere Kinder in den Händen der Türken sind.“

Sie dachten daran; in der Nacht gingen dreiviertel der Banduren auf und davon, zurück in ihre Dörfer, durch tausend Gefahren und Abenteuer hindurch zu ihren Weibern und Kindern zurück, jeder einzelne bereit, sein Haus gegen ein ganzes Heer allein zu verteidigen.

Nur Darfa blieb, mit Kuzúi, Tschoreánu, Kalebeánu und Jenésku. Darfa wollte seinen Treubruch an Herrn Tudor dadurch wett machen, daß er Herrn Tudor's Gedanken und Willen die Treue hielt. Kuzúi, Tschoreánu und Kalebeánu blieben Darfa zu lieb. Und Jenésku wollte kämpfen und hoffte, in jugendlichem Titanentrost gegen das Schicksal, zu fallen.

Gewitterstimmung herrschte in beiden Lagern am Olt. Die Anführer mißtrauten und grogten einander, und unter den bunt zusammengewürfelten Völkerschaften der beiden Heere gärten bittere Feindseligkeiten. Im Herzen der Rumänen kochte die Wut gegen die Griechen, die sie hatten los werden wollen, und mit denen sie nun gemeinsame Sache gegen die Türken machen mußten, nachdem ihnen Ipsilanti und seine Leute den Herrn Tudor listig entriffen. Die Serben hielten zwar zu den Rumänen, doch waren sie lang nicht bezahlt worden und murrten. Das Gesindel, das sich zu Ipsilanti geschlagen

und sich Hetäristen nannte, weil man seine Kleider in Tergówische zertrennt, schwarz gefärbt und wieder zu Uniformen zusammengenäht hatte, die denen der Mavroforen glichen, war wütend darüber, daß es nicht genug zu plündern gab, daß man es nicht bezahlte, daß die russische Hilfe nicht kam und daß die Gefechte um Tergówische fast alle unglücklich für die Griechen ausgefallen waren.

Die einzigen, die mit dem Schicksal nicht haderten, waren die Jünglinge der „Heiligen Schar“. Dem Hauptmann Dimitri Souzos hatte das Mittel des Generals Christaris gegen Hoffnungslosigkeit geholfen: er wollte der Griechen Größe, und sie war! War nicht nur für ihn, sondern auch für seine Genossen, die seine Begeisterung mitriß. Aus dem Lager am Olt schrieb Dimitri Souzos an seine Familie nach Konstantinopel: „Meine Füße sind wund. Seit einigen Tagen gehe ich barfuß; ich schlafe in Sümpfen, nähre mich von Früchten, selten von trockenem Brot. Aber diese Entbehrungen sind mir willkommen, dieses Leben voll Abenteuer gefällt mir. Seit meiner Kindheit erträumte ich den Tag unserer Freiheit. Zum ersten Male stehe ich an der Spitze von Männern, die mich nicht mit hohlen Titeln überschütten, sondern mir den schönen Namen Bruder geben. Lebet wohl! Wir sehen uns wieder . . . Wo? . . . das weiß nur Gott.“

Das Untwetter war von den Bergen herabgekommen, mit Donner und Blitz und rasendem Sturmwind, der das Laub von den Bäumen riß. Auf dem gelben, mit weißem Gisch bedeckten Olt schaukelten entwurzelte Bäume, und plötzlich fauste es wie weiße Lanzen vom Himmel herunter,

zerhackte Gras, Gebüsch und Blumen, prasselte auf die Wagen, die Waffenpyramiden, die Geschütze im Hetäristenlager nieder und trieb die Menschen unter jedes Obdach, von dem sie Schutz erhofften; der Hagel war nußgroß und fiel mit furchtbarer Gewalt. Mit knapper Not entgingen ihm die Mavroforen, indem sie in eine Scheune flüchteten.

Drüben in Kimmik stürzten schäumende Bäche die steilen Bergstraßen herab, und die ganze Fliederpracht der Gärten lag, zu einem violetten Brei zerstampft, auf der Erde. Dann regnete es noch zwei Tage lang, als sollte die Gegend in einen See verwandelt werden.

Am Montag kam die Nachricht, daß wieder dreitausend Türken in Dragaschani eingetroffen seien, und sofort entstand Hader und Streit unter den Hauptleuten wegen des Angriffsplanes. Caravia wollte aufbrechen, Dienstag Morgen in Dragaschani sein und den Feind überfallen. Aber Jordake, der Olympier, verwahrte sich gegen den Dienstag, der ein Unglückstag sei, und auch dagegen, daß man, kaum angekommen und ohne Lage und Absicht des Feindes ausgekundschaftet zu haben, angreifen sollte. Der Dienstag mußte dazu benützt werden, die Truppen so zu verteilen, daß während der Schlacht Verstärkungen rasch und dem Feinde überraschend hervorbrechen konnten, und erst am Mittwoch sollte der Hauptangriff stattfinden, um so mehr, als bei dem furchtbaren Zustand der Wege die Regimenter leicht stecken bleiben und sich trennen konnten und man allen Zeit lassen mußte, in Dragaschani einzutreffen.

Aber keine Beweisführung half. Caravia war betrunken und brüllte ohrenbetäubend. Also befahl Ppsilanti, daß man sich am Dienstag schlage.

Da ergab es sich, daß Darfa und seine Leute sich wei-

gerten, zu marschieren, denn Ipsilanti hatte den Hadji Prödan seines Kommandos über die rumänischen Truppen enthoben, und Jordáke war an seine Stelle getreten. Dem Olympier aber grollten die Panduren als einem Feinde Herrn Tudor's. Drum mußte der franke Hadji Prödan im Wagen aus Rimnik geholt werden und seine Hauptleute zum Gehorsam überreden.

Um Mittag zogen die Truppen endlich ab; sie defilierten an Alexander Ipsilanti vorbei, der, von seinen Adjutanten und einer Abteilung lanzentragender Kosaken umgeben, müde und teilnahmslos auf seinem Pferde saß.

Die Mabroforen aber jubelten, als sie an ihm vorüberkamen, und auf dem Weg sangen sie alle ihre patriotischen Lieder, zumal die Marseillaise zu den Worten ihres Dichters Rhigas:

„Fili mu simpatriote,
Duli-nametha os pote
Tos achrion Musulmanon
Tis Ellados ton tyrannon?“

Die Arnauten schimpften: es gäbe Frösche genug in den Sümpfen, die sie durchwateten, da brauchten diese Jungens nicht auch noch zu quaken.

„Stark wie der Wind und schweigsam wie die Erde“ zogen die Panduren dahin. Aber ihre Herzen waren schwer, denn das dunkle und furchtbare Gerücht, Herr Tudor sei in Tergówischte ermordet worden, war ihnen zu Ohren gekommen. Zwar hatten Darfa und Rukui, nachdem sie dieses Gerücht hin und her erwogen, in ihrer schlichten Logik gemeint, daß die Griechen, trotz all ihrer Niedertracht, einen solchen Mord nicht hätten begehen können, weil sie und die Rumänen ein und desselben

Glaubens feien. Das Geheimnis aber, das Tudor Vladimiresku's Verschwinden umgab, lastete auf den Gemütern.

Der Weg zwischen Rimnik und Dragaschani konnte in acht Stunden zurückgelegt werden, doch hatten ihn die Wolkenbrüche fast ungangbar gemacht. Erst spät in der Nacht langte das christliche Heer an Ort und Stelle an. Man wählte, nach Angabe der Pandurenführer, die Position am Fuß der Weinberge. Von der Stellung des Feindes hatte man, wie Jordáke dies vorausgesehen, keine Ahnung.

Darüber und über das Bramarbasieren und Feldmarschallspielen des betrunkenen Caravia, — der Archi war seinem Heer noch nicht nachgefolgt, — sowie über die betrunkenen Arnauten, die unterwegs einige Kellereien geplündert, geriet der Olympier so in Zorn, daß er am Dienstag Morgen zu den Panduren sprach: „Brüder, wir wollen Zuschauer bleiben, denn das sage ich euch, diese Schlacht wird verloren!“

Darfa war derselben Meinung, und sie beschloffen, eine zuwartende Haltung zu beobachten.

Caravia stellte das Heer in einem Dreieck auf, dessen Spitze sich an die Weinberge lehnte, die Hypothenuse bildete die Heilige Schar. In ihren durchnäßten und lehmbesudelten Uniformen, fast barfuß, schlecht bewaffnet, — an den Flinten fehlten die Bayonette, — waren die Mavroforen im Paradeschritt aufmarschiert, geführt von der „Musik des Golésku“, die man aus Goléschti mitgenommen und deren Fiedler griechische Weisen spielten.

Raum standen sie, als ein ungeheures Gebrüll die Luft erschütterte. Von Dragaschani her stürmte das türkische Fußvolk aus dem Wald heraus, der den weiten Plan im Halbkreis umgab, gerade auf die Heilige Schar los.

Wie ein Windstoß ging es durch die Reihen der fünfhundert Jünglinge, hoch klopften ihre Herzen.

„Steht fest!“ riefen ihre Hauptleute mit vor Erregung greller Stimme. Sie rührten sich nicht, sahen mit weitaufgerissenen Augen dem Herantosen des Menschenwirbels entgegen, und als das Kommando: „Feuer!“ erscholl, knatterte eine Salve, deren Tragweite die Hauptleute so richtig bemessen hatten, daß sie den Ansturm des Feindes brach; seine vordersten Reihen fielen wie die Ähren unter der Sichel.

Sekundenlang zögerte das türkische Fußvolk; dann wandte es sich.

Den Mavrosoren stockte der Atem vor Entzücken, einige kam ein kurzes Schluchzen an. Sie hatten den ersten Angriff nun wahrhaftig erlebt und hatten nicht gewankt, ja, der Feind wich vor ihnen!

Da dröhnte die Erde.

Die türkische Reiterei kam.

Dimitri Soukos gab den Befehl, die Kanonen zu richten.

Die Jünglinge rissen die Kästen der fünf Geschütze auf, doch durchfuhr sie blitzartiges Entsetzen, denn an Stelle von Pulver und Lunte waren Heu und Sand darin. Caravia's Verwaltung.

„Einen Feuerstein! Einen Schwamm!“ schrien sie, um wenigstens die Ladung, die sich in den Kanonen befand, zu lösen.

Einige rannten durch die Reihen, bis sie das Gesuchte

fanden. Die Sekunden wurden zu Ewigkeiten. Endlich sprangen die Funken, und donnernd, den Boden erschütternd fuhren die Kugeln aus den Rohren. Aber diesmal war an gutes Zielen nicht gedacht worden. Die Bomben flogen zu hoch. Noch hatte sich der Rauch vor der Front der Mavroforen nicht verzogen, als die Jünglinge schon, ganz nah, den unaufhaltfamen Latt der herantossenden Kasse hörten.

Die Hauptleute schrien: „Wehrt euch mit dem Säbel! Denkt an Hellas! Sterbt für das Vaterland!“ und waren, trotz der Verzweiflung über ihre elende Lage, beglückt, daß sie hier als Männer standen, daß ihr Körper ihrem Geist gehorchte. Und mit ihres Wollens Kraft hielten sie die ganze Heilige Schar. Keiner wandte sich, als ihm das Schnauben der Pferde, das Blitzen der Arummsäbel um Haupt und Schultern fuhr, als er im Gesicht, an Hals und Brust und Armen brennende Hiebe und Stiche empfand, als ihm Pferdehufe auf die halbnackten Füße traten und er im wüsten Gedränge der Leiber nur mehr blind dreinschlagen konnte, solange es ihm die schmerzenden Wunden und der Blutverlust gestatteten.

Fünfhundert schlecht ausgerüstete Knaben gegen tausend gutgeführte Reiter! In zehn Minuten war aus der Heiligen Schar ein Haufen furchtbar zerhauener Leichen geworden.

In diesen zehn Minuten hatten die Mavroforen die Ehre Griechenlands, die dieser Aufstand so schwer gefährdet, gerettet. Gerettet, trotz allem, was die übrigen hetaristischen Truppen auf dem Schlachtfeld von Dragaschani versäumten.

Keine andere Abteilung war der Heiligen Schar zu Hilfe gekommen. Gerührt hatte sich nur Caravia, der mit

seinen Arnauten ungefähr fünfzig Schritt entfernt von der rechten Flanke der Mavrosoren stand; als er den unaufhaltbaren Ansturm der Reiterei sah, hatte sich Todesangst seines trunkenen Gehirns bemächtigt, er wandte sein Pferd, seine Leute folgten, warfen sich auf die Regimenter, die, im Rücken der Heiligen Schar, die Spitze des Dreiecks formierten, und rissen sie, trotz des verweifelten Widerspruchs des Prinzen Nikolaus, mit in die Flucht, bis an die Föhren am Olt, auf die sich die Fliehenden in wahnsinniger Hast drängten, Fußgänger und Reiter zusammen, und einander in den Fluß stießen, daß viele in der reißenden Strömung umkamen.

Derweil schlugen des Sultans Truppen auf Mavrosorentrommeln einen prasselnden Wirbel, und ein Janitschar schrie auf griechisch am Rand des Waldes, in den sich ungefähr fünfzig Jünglinge geflüchtet hatten: „Kommt heraus! Die Türken fliehen!“ Die Knaben kamen und wurden wie Wild in der Treibjagd niedergemacht.

Da wandte sich den Panduren das Herz im Leibe. „Wehe den Müttern dieser armen Kinder!“ sagten sie. Und als auch der Hauptmann Jordáke vor ihre Front ritt und ihnen auf rumänisch zurief: „Brüder, lassen wir jene nicht ganz und gar verderben, denn sie sind Christen wie wir!“ warfen sich die Panduren dem Feind entgegen.

Dem Olympier schossen die Türken sofort das Pferd tot, dann wurde er verwundet und mußte zurück bleiben.

Darka übernahm das Kommando. Und die achthundert Panduren schlugen die Schlacht zu Ende, die von zehntausend Getäristen begonnen worden war. Wie ein Wall standen die Bären- und Gemsenjäger aus Gorj und Mehedinț; sie hatten einen ihrer Munitionswagen wieder und schossen ausdauernd und zielsicher; der dreimal stär-

tere Feind konnte ihnen weder einen Fußbreit ihrer Stellung abringen, noch die fliehenden Griechen verfolgen.

Als es dunkelte, zogen sich die Türken nach Dragaschani zurück. Da ließen die Panduren ihre heißen Flinten sinken.

Die Hauptleute traten zusammen. Behutsam stapften sie durch den blutigen Morast, zwischen den Leichen, den Sterbenden und Verwundeten hindurch, die alle gleich schweigsam waren.

„Brüder,“ sagte Darfa, „unser Pulver und Blei ist wieder zu Ende. Niemand hat zu uns gehalten außer Kiriaf Popesku mit seinen Serben. Niemand wird uns mehr zu Hilfe kommen. Was tapfer war unter den Griechen, liegt dort, mitten im Feld, die anderen fliehen, ihr Oberhaupt ist nicht einmal bei der Schlacht gewesen. Unser Kommandant — Gott weiß, wo er ist! Brüder, wir haben uns geschlagen, so gut es unsere Kräfte erlaubten. Unsere Zahl wird immer geringer, die der Türken immer größer. Ich kann euch nicht halten, — geht in Gottes Namen wohin euch euer Herz treibt.“

Drei Stunden oberhalb Dragaschani ritt der Archi vor seinen als Kosaken uniformierten Griechen langsam einher. Er hing mehr auf dem Pferd als er darauf saß, die Füße drückten bleischwer die Steigbügel, den Kopf hätte er am liebsten hintenüber sinken lassen. Er war wie gelähmt von Fieberfrost und Schwindel.

Da rüttelte ihn eine Begegnung aus seiner Mattigkeit auf. Der Wald, durch den der Weg führte, wimmelte plötzlich von rennenden Menschen, und beim ersten An-

blick erschrafen die Zusammentreffenden heftig an einander, weil sie sich gegenseitig für Feinde hielten. Dann aber wurde das Erschrecken des Archi noch größer, denn die ihm Begegnenden schrien ihm in allen Idiomen Griechenlands entgegen, daß sie auf der Flucht vor den Türken seien, weil die Hetäristen die Schlacht von Dragaschani verloren hätten.

In einer heißen Aufwallung rechte sich Alexander Ipsilanti im Sattel und rief, so laut es ihm seine weiche Stimme gestattete:

„Zurück, Ihr Söhne Hella's! Zurück zu eurer Pflicht! Zurück mit mir in die Schlacht!“

Doch übertönte ihn im Nu das wüste Geheul der Flüchtlinge, deren immer mehr herandrängten. Sie schrien, daß sie seiner Führung satt seien und sich vor der Wut der Türken retten wollten.

Zum erstenmal stand Ipsilanti seiner Soldateska Aug in Auge gegenüber, zum erstenmal sprach er ohne vermittelnde Adjutanten zu ihr, zum erstenmal antwortete sie ihm selber.

Er sank im Sattel zusammen.

Da rieten Laffanis und auch Christaris, den der Prinz, an Stelle seines längst durchgegangenen Leibarztes Dr. Mabromati, bei sich behalten, der Archi solle sich dem wütenden Pöbel nicht widersetzen. Das einzig Vernünftige sei, sich nach Kinnik zurückzuziehen.

Doch ward dem Prinzen auch auf dem flüchtigen Ritt dahin keine Demütigung erspart. Jeder Arnaut, der an ihm vorbeikam, — denn regellos hasteten Reiter und Fußvolk durcheinander, — schmähte den Archi. Sie nannten ihn einen Lügner, der sie mit dem Versprechen der russischen Hilfe hingehalten, einen Betrüger, der sie nicht be-

zahlte, einen Feigling, der noch drei Stunden vom Kampfplatz entfernt weilte, als die Schlacht längst verloren war.

Diese Marter peitschte auf, was Ipsilanti noch an Männlichkeit geblieben; er vergaß Krankheit und Liebesleid und faßte den Entschluß, sich im Engpaß am Dltfluß zu befestigen und dort die Türken zu erwarten. Zu diesem Zweck wurde Kiriaß Popésku, der unterdessen auch in Rimnik eingetroffen, beauftragt, am nächsten Morgen nordwärts zu ziehen und beim Kloster Kornét Verteidigungswerke zu inspizieren, die die Österreicher unter Josef II., im Jahre 1788, gegen die Türken errichtet hatten.

Mit siebzig Mann machte sich der Serbe auf den Weg.

Die Sonne brach durch die Wolken, und der nasse Eichwald strahlte auf; infolge der ungewöhnlichen Kühle der Jahreszeit war das Grün noch licht, und jedes Blatt schien eigene Leuchtkraft zu besitzen. Aus dem üppigen Laub, den hohen Gräsern und Waldpflanzen sogten die Sonnenstrahlen Wohlgerüche von besonderer Mischung: zu dem herben Duft der Eichen gesellte sich ein süßfrischer Hauch, der hier und dort wie zauberhafte Liebkosung durch die Lüfte flog. Er entströmte der blühenden Weinrebe, die von den Ästen mancher Bäume in faustdicken, graubraunen Lauen herabhing, derweil sich ihre schuppigen Blattgewinde bis hoch hinauf in die Kronen rankten.

An solch einem Baum lehnte ein alter, blinder Bauer, der, als er Reiter durch den Wald kommen hörte, das Haupt hob und fragte: „Wer reitet hier vorüber?“

„Soldaten,“ sagte Kiriaß Popésku.

„Von wessen Heer?“

„Vom Heere des Sludjér Tudor. Und wer bist du?“

„Ein armer, altersschwacher Pandur. Doch sage mir, Hauptmann, ist es wahr, daß Tudor umgekommen ist?“

„Es ist wahr.“

Da bekreuzte sich der Alte und sprach: „Wisse, mein Sohn, daß Ihr ohne Tudor kaum sieben Tage mehr im Lande bleiben werdet, denn er allein kannte den Geist der Panduren und verstand es, sie zu führen; ist er wahrhaft tot, so werden alle Rumänen in ihre Häuser zurückkehren, Ihr aber vermögt es nicht, euch, ohne sie, im Lande zu halten, Ihr werdet in die Fremde fliehen müssen.“

Kiriák Popésku ritt weiter. Er wußte, wie berechtigt des Alten Prophezeiungen waren.

Die Soldaten verließen den Wald. Dicht am Flußufer lief jetzt die Straße.

In der prachtvollen Einöde des Tales nisteten vier Klöster. Am ersten, dem Nonnenstift Ostrov, zogen die Soldaten vorbei, ohne es zu sehen, denn es liegt, unter vielhundertjährigen Pappeln, Erlen, Weiden und Buchen verborgen, auf einer Insel im Dlt. Dann stießen die Rundschafter, kaum eine Wegstunde oberhalb Ostrov, auf das stolze Kófia-Kloster, das Wirtscha, jener starke Fürst, dem die Karpathen nicht die Landesgrenze bedeuteten, erbaut hat. Das Thor im weißen Mauerviereck, über dessen rotes Ziegeldach drei Kirchtürme, ein Tannen- und ein Lindentwipfel ragten, war verschlossen.

Kiriák und seine Leute trabten vorbei, — sie hatten hier jetzt nichts zu suchen, — trabten geradentwegs auf die Berge zu, die sie in wenigen Minuten erreichten.

Fast wie aus einem Portal strömt der Dlt aus dem herrlich gezackten und geschwungenen Hochwall der Karpathen hervor, dessen gewaltige Breite er, aus Siebenbürgen hereinschneidend, durchquert; auf meilenlanger

Strecke braust er im Felsenbett, zwischen schroffen Steinwänden und Urwaldhängen dahin, und gefahrvoll ward der Weg für die Reiter, wo er sich um steile Berglehnen herum wand, an deren vorspringendem Fuß die Wasser tosend nagten. In diesen Grenzpässen durften die Straßen, so wollte es der Sultan, nicht instand gehalten werden, damit sie den Bojaren die hinterlistige Gewohnheit des Entweichens aus dem Lande und fremden Truppen den Einfall nicht erleichterten. Der wochenlange Regen hatte das schwierige Gelände nun ganz zerrissen. Aus den Klüften, die sich zur Linken der Reiter, Kühle atmend im Waldhang aufstauten, sprangen die hochgeschwollenen Wildbäche hervor und überschwemmten die Straße; kristallklare Wasserfäden liefen an allen Felsen herab. Der ganze Engpaß triefte, mitsamt seinem üppigen Sommerschmuck. Vollgesogen mit Naß leuchteten die Moosfischen an den gewaltigen Buchen- und Lindenstämmen, durch deren Blätterdach die Sonne heute in grüngoldenen Strahlen brach, und noch funkelten Tropfen auf den Blumen, die sich in besonderer Größe und Farbenglut entfaltet hatten. Drüben überm Fluß kam, aus einem Wiesengrund, am Fuße fast senkrechter Waldwände, eine wahre Blumenflut hervorgestürzt und ergoß ihre bunten Wogen in den Ort. Klee, Margarethen, Bechnelken, Skabiosen, Fingerhut, Glockenblumen, Silenen, Thymian, Ginster, Heckenrosen und Hollunder erfüllten die Luft mit Wohlgeruch. Im Hintergrund dieser Wiesen lag, in fast unzugänglichem Versteck und den Arnauten wiederum unsichtbar, das Kloster Tárnu.

Ihr Ziel, Kornét, das vierte Kloster, erreichten sie um Mittag. Es thronte auf hoher Felsentwarte, zu der der Weg mühsam emporklimm, — ein Aufstieg, der für

solche, die ihn im Reifewagen zurücklegten, zu den größten Schrecknissen des Passes gehörte —. Kornét war leer; seine Mönche hatten die Flucht ergriffen. Von den Befestigungswerken der Österreicher fand Kiriák Popésku nur Überreste. „Und selbst wenn sie in gutem Stand wären,“ sagte der Serbe, „ließen sie sich ohne Kanonen nicht erfolgreich verteidigen. In dieser Einöde aber brauchten uns die Türken nur auszuhungern,“ — und ritt nach Rófia zurück.

Dort war unterdessen Ipsilanti eingetroffen.

Voll Entsetzen hatten die Mönche den Einzug des Getäristenheeres erduldet, und acht Tage mußten sie die Griechen in und vor den Mauern des fürstlichen Klosters haufen lassen. Denn acht Tage dauerte es, bis Georg Lassanis von der österreichischen Kontumaz am Roten Turm zurückkam, wohin er entsandt worden war, um für den Archi und seine Brüder die Erlaubnis zu erwirken, die Grenze zu überschreiten. Davon durften die Arnauten aber nichts ahnen, sonst hätten sie den Plan vereitelt. Sie zeterten früh und spät nach ihrem Gold und fluchten dem Archi, der es nicht mehr wagte, sich unter ihnen blicken zu lassen.

Oben, in einem der Fürstenzimmer des großen Wirtsha, an der Ostseite des Klosters, wo der Ort am Fuß der riesigen Mauern vorbeirauscht, saß Alexander Ipsilanti auf einem Diban und jammerte über die Untauglichkeit seines Heeres, über die Lasterhaftigkeit seiner Offiziere, die ihn belogen und bestohlen, über die Nutzlosigkeit der Opfer an Geld, Tatkraft und Gesundheit, die die Familie Ipsilanti gebracht. Und des Nachts zog er die Rissen über den Kopf und ächzte laut über das, was seine weiche und leidenschaftliche Natur am tiefsten getroffen,

über die Untreue der Pantas. Am Nachmittag des 27. Mai war Sofiana vom Weinberg des Djártoglu nach Tergówischte gekommen und plötzlich bei Ipsilanti, der fiebernd zu Bett lag, eingetreten. „Ich höre, daß dir Tudor Bladimirésku endlich ins Garn gegangen,“ hatte sie mit bösem Aufschrei gesagt, „was wirst du mit ihm tun?“ — „Das werde ich, sowie ich aufrecht stehen kann, im Conseil besprechen,“ hatte der Prinz entgegnet. „Die Panduren warten aber nicht, bis du aufrecht stehen kannst,“ war die höhnische Antwort, „sie werden ihren Anführer holen kommen.“ — „Schwerlich, nachdem sie ihn ausgeliefert haben,“ erwiderte der Prinz. Da wollte sie wissen, wie das vor sich gegangen, und weil Ipsilanti jetzt, erbittert darüber, daß sie von seiner Krankheit keine Notiz nahm, ja ihn sogar verspottete, schwieg, verließ sie ihn mit den Worten: „So will ich deine Offiziere fragen. Jrgend einer wird wohl über die wichtigsten politischen Ereignisse in diesem Lande besser unterrichtet sein als der Vogel Strauß der Hetärie.“ Darauf hatte es Ipsilanti mit unsäglicher Mühe zuwege gebracht, noch vier Stunden lang zu trohen und seine Thür verschlossen zu halten. Dann aber ließ er Lassanis kommen, um ihm sein Herz auszuschnitten und ihn zu Sofiana zu schicken. Doch erschrak der Prinz über die verstörte Miene, die hysterische Aufregung seines Vertrauten, der, unfähig sich zu beherrschen und dem Archi die üble Botschaft, die er ihm überbringen mußte, schonend mitzuteilen, in einen Schwall von Verwünschungen ausbrach und schrie, daß der elende Skufas mit der Kasse der Hetärie und mit der Pantas in Nacht und Nebel verschwunden sei. Und geraume Zeit dauerte es, bis Ipsilanti, dem Herz und Glieder zitterten, erfuhr, daß Sofiana, die sich von Caravia und anderen über die

Gefangennahme des Walachen Tudor Vladimiresku hatte berichten lassen, im Laufe des Gesprächs ohnmächtig geworden, dann mit dem Schrei: „Mir brennt dieses verfluchten Landes Boden unter den Füßen,“ erwacht sei und mit Skufas, der sich um sie bemühte, auf ihr Zimmer gegangen, wo jetzt niemand zu finden war. Der Prinz gab wirre Befehle, man solle den Flüchtigen nachsetzen, doch fiel es niemand ein, diese Weisungen auszuführen, denn es war stockfinster und regnete in Strömen und man sagte sich, daß einer, der mit der Kasse floh, wohl bewaffnet und kampftentschlossen sein mußte. Vom nächstfolgenden Tage wußte Ipsilanti nichts; Lassanis sagte ihm später, er habe im Delirium gelegen. Dann kamen die Türken. Und was war mit Tudor Vladimiresku geschehen? Erst vor Rimnik, als die Pandurenhauptleute vom Archi ihren Anführer zurückforderten, erinnerte sich der Prinz, daß ihm Caravia und Lassanis gesagt, die Russen hätten den walachischen Sludjer holen lassen. Und auch jetzt noch, in Kófia, war dies dem „Vogel Strauß der Hetärie“ gleichgültig; er steckte den Kopf unter die Rissen und schrie laut auf, so zuckte ihm der Schmerz um Sofiana durch das franke, haltlose Herz.

Endlich traf Lassanis ein. Den Brüdern Ipsilanti teilte er mit, die österreichische Grenze stehe ihnen, unter der Bedingung, daß sie ihre Waffen auslieferten, offen; den Arnauten sagte er, daß die Österreicher bereits die rumänische Grenze überschritten hätten, um der Hetärie gegen die Türken zu Hilfe zu kommen, und den Mönchen von Kófia befahl er, ein Te-Deum zu feiern, um Gott für diese glückliche Wendung der Dinge zu danken. Unter Glockengetön strömten die Arnauten in die Kirche und umarmten einander, denn nun waren sie die Angst vor

dem Feinde los, dessen Eintreffen sie stündlich befürchteten. Lassanis sagte ihnen ferner, am nächsten Morgen müsse alles bereit sein, um mit den vorbeiziehenden Österreichern nach Kinnik zu marschieren.

Doch am nächsten Morgen konnten die Hauptleute, um ihre Marschbereitschaft zu melden, weder Lassanis noch die Prinzen Ipsilanti finden.

Da begriffen sie, daß sie genasführt worden, daß der Archi Reißaus genommen, um nach Östreich zu fliehen.

In toller Wut stürzten sie ihm nach. Sie wollten ihr Geld. Wie ein Heer von Wölfen jagten sie durch den Paß, und wie hungrige Wölfe fielen sie einander unterwegs auch gegenseitig an, die Starken die Schwachen, die Reiter die Fußgänger. An den gefährlichen Stellen der Straße und zumal dort, wo der reißende Lotrusfluß sich in den Ort ergießt und das Thal überschwemmt war, gab es ein entsetzliches Gedränge, wobei viele ins Wasser stürzten und ertranken. Die übrigen ereilten den Archi in der Nähe der Grenze, und er mußte sich von der schmähenden, tobenden Horde mit fünfhundert Dukaten loskaufen.

Da kam endlich der österreichische Grenzzoffizier salutierend heran und führte die Brüder Ipsilanti hinüber in die Kontumazgebäude. Ihnen war, als entrisse er sie der Hölle, und tief aufatmend schritten sie zwischen den zwei Regimentern dahin, die links und rechts vom Wege Wache hielten, und blickten dankbar zu den Geschützen an der Berglehne empor, deren schußbereite Rohre dem teuflischen Arnautengesindel den Einzug nach Siebenbürgen wehrten.

Bevor Lassanis über die Grenze ging, gab er dem Bimbascha Anastassie, dem Arghirokastiten, der den Archi am heftigsten bedrängt hatte, eine Papierrolle. Sie ent-

hielt in mehrfacher Abschrift Alexander Dpsilanti's letztes Wort an seine Armee, das also lautete:

„Krieger! Nein! Ich will diesen Namen nicht entehren, indem ich ihn Euch gebe, Euch, die Ihr nichts weiter seid, als eine elende Herde von Feiglingen! Euer Verrat und Eure Niedertracht zwingen mich, Euch zu verlassen. Ich kenne Euch nicht mehr. Tief aber empfinde ich die Schande, Euer Anführer gewesen zu sein. Ihr habt Gott, das Vaterland und mich in dem Augenblicke verraten, da ich hoffte, mit Euch zu siegen, oder mit Euch zu sterben. Geht zu den Türken, Ihr Überläufer, Ihr seid ihrer würdig, geht, küßt ihnen die Hände, die noch rot sind vom heiligen Blute des Patriarchen und seiner Bischöfe; geht, erkaufte Euch die Knechtschaft um den Preis Eures Lebens und der Ehre Eurer Frauen und Kinder. Ihr aber, o Geister der heiligen Schar, Ihr wahren Söhne Hellas, die Ihr der Freiheit des Vaterlandes durch Verrat zum Opfer gefallen, empfanget durch mich den Dank Eurer Landsleute. Euer Andenken wird der einzige Trost meiner Seele sein.“

Und den Schluß dieses traurigen Nachwerks bildete eine Liste jener Offiziere, deren Namen der Archi dem Haß und der Verachtung der Nachwelt ganz besonders preisgab.

7.

Im schönsten Hochtal der Karpathen, im Thal der Szalomika, wanderte ein Hirt im Sonnenuntergangslicht; neben ihm trottete sein Hund mit dem klugen Wolfskopf und den treuen Augen, hinter ihm trippelte die Schafherde, aus deren Mitte das bepackte Eselchen ragte.

Laut sang der Fluß im leuchtend grünen Wiesen-

grund, den Tannenwälder umrahmten, deren dunkle Schur hier und dort von weißen Felsen durchbrochen wurde. Im Hintergrund, gen Norden, von wo die Szalomița herkam, erhob sich ein Bergkessel, über dessen Hochrand mächtige Schneetücher herabhingen. Die Luft war rosenrot und der Halbkranz von Gipfeln glühte in überirdischer Schönheit, wie körperlos, ein golden purpurnes Lichtgebilde.

Geruhfam wanderten Hirt und Herde, als der Hund auf einmal zu blaffen anfing.

In einiger Entfernung saß ein Mann auf einem Stein. Scharf musterte ihn der Hirt und war dann plötzlich in raschen Sätzen bei dem, den er als Banduren erkannte.

Erschöpft, in sich zusammengesunken, starrte ihn der Mann aus großen, düstern Augen an. Ob er jung oder alt, ließ sich kaum entscheiden, so eingefallen war das Gesicht, so bitter der Mund, so drohend die über der Nasenwurzel fein verwachsenen Brauen. Doch der Hirt rief mit bebender Stimme: „Du bist's, Jéne! Du bist's!“

Der Bandur öffnete die Lippen, aber sie waren wie verdorrt, er brachte keinen Laut hervor. Da gab ihm der andere behutsam von dem Brantwein zu trinken, dessen er eine Holzflasche voll im Schultersack mit sich führte. Und nach einiger Zeit flüsterte Jéne Jenésku: „Bist du's, Dumítru Jiánu?“

Denn auch Dumítru hatte der furchtbare Ernst der Zeit sein Siegel auf die Stirn gedrückt, und seine grau-grünen Augen blickten nicht mehr wie die eines Jünglings.

„Ja, ich bin's,“ sagte er finster, „versteckt unter dieser Verkleidung, zu der mir Janku Jiánu riet, als er durch Bukarest kam, nachdem ihn die Türken aus Silistria frei-

gelassen. Er sagte: „Ein Verbündeter bleibt dem Rumänen, wenn ihn das Glück verläßt: Das ist der Wald. Geh' hinauf in die Butschédji. Wo die Talamika entspringt, ist ein Kloster in einer Höhle. Warte dort, bis sich die Wut der Türken gelegt hat. Tudor ist zu Grunde gegangen, und auf seine Hauptleute wird Jagd gemacht werden wie auf tolle Hunde.“ Er selbst, Janku Zianu, fühlte sich sehr krank und ging nach Carácal.“ Da unterbrach sich Dumítru mit schmerzlichem Neid in der Stimme: „Aber wo kommst denn du her, mitsamt deinen Waffen?“

„Von drüben!“ sagte Jéne Jenésku.

„Aus Siebenbürgen? Was hast du dort getan?“

„Mich geschlagen!“

„Dich geschlagen?“ schrie Dumítru. „Wer schlug dich dort? Wer führte euch? Gegen wen?“

Langsam, dumpf, als mache ihm jedes Wort unsägliche Mühe, beantwortete Jéne die stürmischen Fragen: „Nach der Schlacht bei Dragascháni ging ich mit einem Hauptmann des Jorδάte und mit vierhundert Arnauten über Kampolung in die Berge, ins Frauental, wo es eine gute Position gab, um den Feind zu erwarten. Die Türken kamen, und mit ihnen Sava, der Verräter. Wir schlugen uns sechs Stunden lang und mußten dann weichen, über die österreichische Grenze hinüber, nach Bran. Sava verfolgte uns bis in die Kontumaz und forderte unsere Auslieferung. Da verlangten wir unsere Waffen von den Österreichern zurück, und sie gaben sie uns. Dann gingen wir wieder ins Frauental und schlugen uns an die drei Stunden. Haben viele Türken niedergemacht. Aber sie waren dreimal stärker als wir. Schließlich blieben nur wenige der Unsrigen übrig. Unser Hauptmann wurde gefangen —.“ Er schwieg schwer atmend.

„Und du?“ fragte Dumitru.

Da verzogen sich die tragischen Züge des jungen Banduren zu einem Grinsen, dann lachte er, wie ihn noch niemand lachen gehört.

Erschrocken legte ihm Dumitru die Hand auf die Schulter: „Was ist dir, Jéne?“

Jenésku fuhr sich mit beiden Fäusten an die Schläfen: „Siehst du nicht,“ schrie er, „daß ein Fluch auf mir liegt und daß ich den Tod nicht finden kann!“

Der Freund stand ratlos. Auch seine Seele war verwüstet, wie ein Baum, dessen Frühjahrsblust der Hagel zerschlagen hat. Jenésku's Seele aber schien ein Baum, den der Blitz bis ins Mark getroffen.

Auf den hohen Gipfeln war der Lichtzauber erloschen, nun hoben sie sich stumpfweiß vom blauen Himmel ab, und schwarz floß die Lannenschur von allen Felsenschultern rings um das breite Tal, dessen Grund noch in starkem Grün leuchtete.

Wieder bellte der Hund: ein Mann in dunkler Kutte, der einen Baumstamm schleppte, kam einen Abhang herab.

„Das Kloster ist in der Nähe! Ich hab' den Weg nicht verfehlt!“ rief Dumitru Jiánu und lief dem Mönch entgegen: „Meine Ehrfurcht, Vater, soll ich dir helfen?“

Der Alte lachte. „Danke, mein Sohn, die Last trage nicht ich, die trägt Der da droben.“ Er hatte eine rasche, fröhliche Art zu sprechen. „Bist schon mit den Schäfchen gekommen. Du und dein Gefährte habt den Schnee auf dem Bergkamm nicht gescheut. Aber der Mann dort ist kein Hirt,“ setzte er hinzu, „er hat Waffen.“

„Du hast gute Augen, Vater,“ sagte Dumitru.

„Ei, bin vielleicht auch einmal ein Falke gewesen,“

scherzte der Mönch und fragte nicht weiter. „Jetzt muß ich gehen,“ sagte er, „sonst wird's spät und der Abt schilt.“

„Ich hab' dich aufgehalten und du mußt müde sein,“ entschuldigte sich Ziánu.

„Macht nichts, mein Sohn; ich bin bald zu Hause und werfe die Last und die Müdigkeit zugleich ab. Kommt auch Ihr einmal hinauf zu uns, Ihr seid ja Christen. Den Weg findet Ihr leicht. Immer den Fluß entlang, bis an einen Felsen, wo Ihr meint, es geht nicht weiter. Grad dann seid Ihr angekommen. Ein kleiner Pfad im Gestein führt um die Ecke herum, dahinter seht Ihr das Kloster, in einer Höhle. So geht's auch oft im Leben: wenn du glaubst, jetzt gibt's keinen Ausweg mehr, kommt die Lösung. Von Oben kommt sie.“

Dann ging der Greis. Er glich einem Fabeltier, das mit langgestacheltem Riesenschweif über die Wiesen davontroch, denn an der trockenen Lanne, die er schleppte, starrten noch viele Äste.

Dumítru kehrte zu Jéne zurück. „Morgen früh geh' ich ins Kloster. Die Mönche scheinen gute Leute zu sein, wenn sie diesem dort gleichen. Und jetzt komm! Wir wollen für uns und die Herde eine Lagerstatt suchen.“

„Ich geh' weiter,“ murmelte Jéne.

„Wohin?“ fragte Ziánu erstaunt.

„Hinunter ins Land.“

„Aber du kannst ja nicht mehr aufrecht stehen!“
Keine Antwort.

„Und was willst du unten im Land?“

„Mich schlagen!“

„Hab' ich dir nicht gesagt, daß es keinen ehrlichen Kampf mehr gibt, sondern nur Mord und Mezelei? Ich

Komm von dort. Ich brauchte drei Tage, um dir die Abenteuer zu erzählen, ehe ich hier hinauf gelangte.“

„Nun, und?“

„Du bist verrückt!“ schrie Dumitru.

Mit einem Ruck erhob sich Jenésku und wandte fort.

Da lief Jiánu an seine Seite. „Verzeih mir!“ bat er, denn jetzt hatte er begriffen: hier war eine Seele, so wund, daß ihr fast jede Berührung weh tat. „Verzeih mir und bleib! Sieh, es ist gewiß eine Fügung Gottes, daß wir uns hier, im Gehirn der Berge, im äußersten Winkel des Landes, treffen, ich aus Bukarest kommend, und du gar von drüben!“

„Ich glaube an keine Fügung — ich glaube an nichts!“ keuchte Jéne.

„So glaub' wenigstens, daß ich dich lieb habe und daß du mich tief betrübst, wenn du mich verlässest,“ flehte Jiánu.

Da blieb Jenésku stehen und stöhnte: „Wie Ihr mich quält mit eurer Liebe!“

Aber er willfahrte dem Freund.

Unweit eines Baches, der der Jálomíța zuläuft, auf einer Wiese, die Tannenwälder und hochragende Felsbasteien im Halbkreis umgeben, loderte das Feuer der beiden Panduren. Die Nacht war kühl und ganz erfüllt von den wunderbaren Düften, die im Gebirge, zu Sommers Anfang, allem Blühenden und Sprießenden entströmen. Es dufteten der Tannen junge Triebe, das Gras, die Farnkräuter, die der Walderbe feinstes Aroma in sich bergen, es duftete der Bach, der aus den geheimsten

Schluchten kam, wo die Gamsen trinken, und der in seinem Luftzug den süßharzigen Wohlgeruch der Alpenrosen herabführte und den Fliederduft der Mondviole, die in schattigen Felsenkammern wuchern. Es dufteten die Hunderttausende kleiner und kleinster Blümlein im Wald und auf den Wiesen, das weiße Wachssternelein der Pirolen, der Thymian und das dunkle Karpathenberggiftmeinnicht, das fein nach Zucker und Mandeln riecht. Jeder Atemzug war Balsam, ein kurzer Schlaf in solcher Luft die beste Stärkung für Körper und Geist.

Drum gewahrte Dumítru mit Besorgnis, als er nach Mitternacht erwachte, um das Feuer zu nähren, daß Jéne Jenésku noch immer auf einem Baumstamm saß und in die Glut starrte.

„Hast du nicht geschlafen?“ fragte Jiánu.

Jéne schüttelte müde das Haupt.

„Hast dich gestern und vorgestern geschlagen, bist heute das ganze Gebirge heraufgestiegen und wachst jetzt?“ drang der Freund in den Panduren. „Kannst du etwa nicht schlafen?“

„Ich will nicht,“ murmelte Jenésku.

„Du willst nicht?“ wiederholte Dumítru langsam, und die Untiefen von Schmerz ermessend, die in des Andern schwarzen Augen lagen, fuhr er fort: „Aber du solltest doch versuchen, — auf Stunden — zu vergessen!“

„Ja, und dann ist beim Erwachen alles so, als ob es eben erst geschehen,“ entgegnete Jenésku. „Ich hab's versucht, es war zum Wahnsinnigwerden!“

Dumítru seufzte. Er wußte, wie ihm selbst zu Mute gewesen, als ihn die Betäubung des Fiebers verließ und er den ganzen Jammer um seine kaum erblühte und so schnell vernichtete Liebe wieder empfinden mußte. Er

wußte auch, welche grauenhafte Erinnerung Jéne Jenésku peinigte, daß er darob zum ruhelosen Gespenst geworden, denn Dumítru war mit seiner Herde den Weg der Panduren gegangen, und hatte, in Goléshti, vom Dorfpriester erfahren, welche furchtbaren Ereignisse sich zwischen dem Torturm des Bojarenhauses und den Weiden zugetragen. Auf Urdareánu's Grab, neben der Kirche, hatte er, bei Morgengrauen, ein Kreuz gepflanzt, das er nachts, am Feuer, mit seinem Hirtenmesser geschnitz, wobei ihm viel schwere Gedanken durchs Herz gegangen waren.

Jetzt sagte er's Jenésku.

Der aber lachte höhnisch: „Ein Kreuz! Und damit ist alles wieder in schönster Ordnung!“

Dumítru, der Sohn der Katinka Jiánu, die man in Craióva „Die Gute“ genannt, erwiderte nichts, er dachte darüber nach, wie er den rechten Ton für des Freundes Verzweiflung fände. Und das war seinem eigenen Herzen heilsam, denn für Wunden der Seele gibt es ein einziges Heilmittel: sorgende Liebe. Dumítru erkannte, daß er Jéne weder trösten, noch als Kranken, Ruhebedürftigen behandeln dürfe. Trotz und Fieber kochten in des jungen Panduren starker, leidenschaftlicher Natur. Man mußte ihn schweigend gewähren lassen, bis sich der Trotz löste oder das Fieber ihn ganz darnieder warf, ihn hilflos machte.

In den folgenden Tagen machten sie eine Hürde aus Lannenästen und eine Hütte aus Rasenstücken, in der die Vorräte an Maismehl, Käse und Salz, die das Eselchen getragen, geborgen wurden. Jéne war stumm und rastlos tätig. Er aß fast nichts, schlief nicht, und Dumítru's

Sorge um ihn wuchs von Stunde zu Stunde; doch war er froh, daß ihn der Freund wenigstens nicht verließ, und auch daß er ihm nicht widersprach, als Dumitru sagte: „Komm heut ins Kloster, wir wollen den Mönchen einen Käse als Plokon bringen.“

Sie fanden den Weg, wie ihn der Alte beschrieb. Dort, wo er im verengten, von herrlichen Tannen bestandenen Flußthal, an einem mächtig vorspringenden Felssporn aufzuhören schien, war die Wendung, die sie am steinigen Hang entlang, den Bergißmeinnicht, Thymian und seidige Gräser überwucherten, dem Klosterchen zuführte; es nahm die ganze Breite einer Höhle ein, die sich mitten in der Bergwand auftat. Im Rahmen der niedrigen Thür in des Häusleins Front sahen sie die kleine Kirche schneeweiß vor dem schwarzen Hintergrunde stehen. Sie betraten den Hof, in den das Brausen der Salomişa gedämpft hereinflang. Links in einer Ecke hämmerte ein Mönch, dem eisgraue Locken übers Gesicht fielen, an einem Holzgefäß. Er sah nicht auf. Er war versunken in Arbeit, Einsamkeit und Gemütsruhe.

Aus einer der winzigen Zellentüren kam der fröhliche Alte, begrüßte die jungen Leute, nahm den Plokon dankbar in Empfang und forderte sie auf, der Vesperandacht beizuwohnen.

Da klang auch schon hinter dem Kirchlein, dessen Eingang dem Höhleninnern zugewandt war, die Loáka, und ein dritter Mönch kam hervor, der mit einem Holzhämmerchen kurz, geschwind und rhythmisch auf ein Brett schlug und also klappernd die Runde um das Gotteshaus machte. Dann fiel die dünne Stimme eines Glöckleins im Türmchen überm Klostereingang ein. Noch zwei andere

Mönche traten aus ihren Zellen. Der Böttcher legte sein Gerät beiseite, zog die aufgesteckte Rutte aus dem Strick, der ihn gürtete, und alle wandelten in die Kirche.

Dumítru folgte ihnen, und auch Jéne. Ihn zwang des Ortes wundersame Ruhe. Nichts war von den Wirren des Tieflands hier heraufgedrungen. Wohl verschanzt hinter Bergfuppen, die Schnee und Alpenrosen kränzten, eingemistet im heimlichsten Felswinkel, lag die gottgeweihte Ansiedlung, und das, was die Menschen Zeit nennen, schien hier stillzustehen.

Dumítru, und besonders Jenésku mußten sich tief bücken, um das Kirchlein zu betreten. Es war so schlicht erbaut, so ganz dem einen Zwecke hingegeben: Büsser-seelen eine Stätte zum Beten zu sein, seine Maße und Verhältnisse fügten sich dem eigenartigen Ort so harmonisch ein, daß es schön war wie ein großes Kunstwerk.

An den weißgetünchten Wänden standen die hochleh-nigen Kirchenstühlchen, die der Bruder Böttcher gezimmert hatte. Im Hintergrunde, vor der Apsis, glimmerte bunt und goldig das Iconostas. Leise klirrte das Kettlein der Ampel, die ein Mönch herabzog, um an ihrem ewigen Licht einen Wachsstock zu entzünden, der dann sein Flämmchen an zwei andere Kerzen auf hohen Leuchtern abgab. Lautlos und langsam bewegte sich der Mann im kühlen Halbdunkel des Höhlenklosters.

Dann begann die Melopöe der Gebete, beschwichtigend, einlullend; bald erhob sich die eine, bald die andere Stimme, diese scheppernd, jene fester im Ton, alle voll frommer Unpersönlichkeit. Bis die Reihe den Bruder Böttcher traf. Er hatte das Vaterunser zu sagen. Und das ward eine persönliche, herzbewegende Ansprache an

Gott. Jede einzelne Bitte kam aus der Tiefe eines demütigen Glaubens, aus dem Reichtum einer langen, schweren Lebenserfahrung. Ergreifend zumal klangen die Worte: „Vergib uns unsre Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“, dann inniger Sehnsucht voll: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem übel“, und voll unerschütterlicher Zuversicht schloß dann der Priester am Altar: „Denn Dein ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit. Amen.“

Auf einmal fühlte Dumítru Zianu, wie sich Zénesku schwer an ihn lehnte. Er führte den Freund hinaus. Dort sank Zéne auf den Mauervorsprung, der in der Höhe einer Bank rings um das Kirchlein herumläuft. Wie Wasser in einen Brand fährt, hatte des Klosters unberührte Friedsamkeit des jungen Panduren Troß und Erbitterung plötzlich gelöscht, und da verließen ihn auch die Kräfte.

Vater Barfanúfie, der fröhliche Greis, nahm sich Zéne Zénesku's an und bettete ihn in eine der zwei Gastzellen.

Als Dumítru Zianu am nächsten Morgen wieder ins Kloster hinauflief, um nach dem Freund zu fragen, sagte der Mönch: „Ich habe den lieben Gott heut' Nacht viel gebeten, er möge den jungen Mann sowohl vom Fieber des Körpers, das ihn befallen, als auch von dem der Seele befreien. Denn aus seinen wirren Reden erkenne ich, daß sich sein Herz windet wie eine Forelle auf Kohlen.“ Und indem er die Hand auf des Hirten Arm

legte, fuhr er fort: „Was ist denn geschehen im Lande, mein Sohn? Der Kranke spricht von Schlachten und vom Sludjér Tudor Vladimírósku, den er Fürst nennt, und vom Gehängtwerden. Den Sludjér hab' ich gekannt, denn ich bin Pandur gewesen. Mönch wurde ich vor elf Jahren, als ich aus dem Feldzug wider die Türken zurückkam, mein Haus verbrannt und Frau und Kinder ermordet fand. Gegen Den da oben gibt es keine Waffen.“

Und Dumítru Jiánu erzählte, was im Lande geschehen.

Da verbreitete sich Trauer unter den Mönchen. Tag und Nacht lasen sie Messen und Gebete für das rumänische Volk. Und den beiden Panduren, die der Sturm des Aufruhrs hier herauf verschlagen, erwiesen sie innige Freundschaft.

Die Wissenschaft des Vaters Barfanúfie war zwar gering, aber seine Güte und Treue so groß, daß er Dumítru nach einer Woche sagen konnte: „Heute darfst du nicht zu ihm hinein, heute schläft er.“

In Jiánu's Augen traten Freudentränen.

Jenósku's Körper kräftigte sich zusehends. Seine Seele aber lag noch unter zehnfachen Schleiern tiefster Schwermut; besonders als sich Gewitter und Regen einstellten und er nicht mehr vor's Haus, in die Sonne getragen werden konnte.

Unter Donner und Blitz brachte Dumítru Jiánu eines Tages drei Männer ins Kloster. Es waren Städter auf der Flucht. Der Regen hatte sie bis auf die Haut durchnäßt, ihre Füße waren wund und ihr Sinne verstört durch die Schrecknisse des Gebirges.

Der Bruder Böttcher heizte ihnen das tönernerne Öfchen

in der zweiten Fremdenkammer, neben der, die Jöne bewohnte, schleppte Heu und die paar wollenen Decken herbei, die das Kloster noch übrig hatte, und wollte auch gottesfürchtigen Trost und Zuspruch spenden, dies aber verbat sich einer der Flüchtlinge, ein beleibter Mann mit rotem Gesicht und dickem Schnurrbart, und machte seiner Aufregung und der ausgestandenen Angst in wüsten Vermüthungen Luft. Zuerst fluchte er den Bergen, dann dem entsetzlichen Schicksal, das ihn heraufgetrieben, ihn, den reichen Bukarester Kaufmann, der nie einen Schritt zu Fuß tat, aber bevor er sich auf Befehl der Türken hinschlachten ließ — —.

In diesem Augenblick kam Vater Barjanúfie herein, er war entsetzt über den Lärm, den man neben seinem Kranken machte und wollte beschwichtigen. Der Kaufmann aber hielt seine Gebärde für einen erneuten Versuch, ihn zu trösten, und fuhr noch zorniger fort: „In Frieden sollt Ihr mich lassen mit euren salbungsvollen Reden! Habt Ihr, wie ich, die Hügel von abgeschnittenen Köpfen im Hof des Pascha's in Bukarest gesehen? Nein! Und für jeden Kopf bekam der Türke einen Machmudeá! Arnautenköpfe sollten es sein, die ganze Truppe des Sava sollte niedergemacht werden, nachdem der saubere Patron selber im Hause des Pascha's war erschossen worden! Aber als der Türke keine Arnauten mehr fand, köpfte er auch Rumänen! Ja, so geht's zu, draußen im Land! Dort himmeln die Kirchenglocken umsonst, dort ist kein Gott! Dort ist die Hölle! Und das alles — das alles — —“ schrie er noch lauter, weil Vater Barjanúfie sich wieder geregt hatte, — „haben wir diesem verfluchten Tudor Bladimirésku zu verdanken! Diesem Wüterich, der das Land ins Unglück gestürzt hat, wofür? Der die

Bauern betört und aufgewiegelt hat, wofür? Schlecht war's früher, aber ist's jetzt besser? Die Bauern lebten im Glend. Meinetwegen! Aber sie zahlten ihre Abgaben; er hat sie gemordet, gehängt hat er sie, und von Abgaben sieht man jetzt so viel wie Haare auf meiner Handfläche! Wo ist das Geld? Wem hat's genützt? Doch nur ihm, dem elenden Räuber! Um zu stehlen hat er sich erhoben, um mehr zu stehlen als alle Wojwoden und Griechen miteinander, der Strolch, der Erzschelm!"

Da flog das Zellentürchen unter einem Faustschlag von außen auf und herein trat eine Gestalt, vor der der Schreier verstummte.

In eine Mönchskutte gehüllt, die Augen voller Flammen, stand Jéne Jenésku im Zimmer.

„Das ist nicht wahr!“ donnerte der Pandur, „das ist nicht wahr, was du vom Fürsten Tudor sagst! Gehängt hat er uns und uns niedergeschossen mit eigener Hand, aber nicht einen Groschen vom Gelde des Landes nahm er für sich! Was er wollte, kannst du nicht verstehen, drum schweig und kläffe nicht, elender Rötter!“

Verflogen war Jenésku's greisenhafte Gleichgültigkeit und Hoffnungslosigkeit, das war junge, heiße Wut, die ihre Worte weder suchte, noch wog; das war helles Aufblühen des wiedergefundenen Glaubens. Die ungerechte Anschuldigung des Mannes, dem er grollte, hatte Jéne dieses Mannes Wert wieder zum Bewußtsein gebracht. Seine schmerzgereifte Seele hob ihn über sich selbst hinaus, trug ihn hinauf, auf jene Höhe, wo nur ganz wenige Große stehen, die Höhe selbstloser Gerechtigkeit. Dort, das wußte er jetzt, stand auch Tudor Bladimirésku.

Die Flüchtlinge aber flohen schon am nächsten Tage, da die Sonne wieder schien. Vater Baršanúfie führte sie hinauf zur großen Bresche im Karpathenhochwall, wo der Grenzweg zwischen den Felsenbergen Batrána und Tatar beginnt. Eine Zeitlang sah er dann den Dreien nach, wie sie mühselig auf dem Saumpfad abstiegen, der am Fuße der Gigantenmauer der Batrána, durch helle Grasmatten und dunkle Flächen von Kriechkiefeln hindurch, rasch abfallend zu Thal führt. Die Sonne ging hinter der unabsehbar langen Gebirgskette, die Rumänien von Siebenbürgen trennt, zur Küste. Noch glühte der Himmel mild in vielen Farben hinter dem langgestreckten Diadem des Königsteins, das in violetten und purpurnen Duft gehüllt, zuvorderst lag.

In tiefem Sinnen schweifte des Alten Auge über die herrliche Rundschau. Licht und Farbe und göttliche Stille über allen Berghäuptern. In den abenddunklen Thälern aber gab es ungeheures menschliches Elend, in den abenddunklen Thälern kämpfte ein kleines Volk den größten Kampf der Welt. Nicht um Gold und Macht, nicht um ein Stück Land hatte es diesen Kampf begonnen, nach höheren Gütern ging sein Streben, nach Gütern, die die Menschheit vielleicht erst im Jenseits voll und ganz besitzen darf, um die zu ringen aber ihre vornehmste Pflicht ist: um Tugend und Gerechtigkeit hatte sich des Landes edelster Sohn, der Altenier Tudor Vladimiresku, erhoben, um Tugend und Gerechtigkeit hatte er sein Volk in den Kampf geführt.

Als sich der Mönch zum Gehen wandte, schaute ihm, über der bereits dunklen Gipfelinie, auf der anderen Seite des Hochtals der Fálomíza, die Halbkugel des aufgehenden

Mondes in stumpfer Rotglut entgegen, und als Vater Baršanúfie unten am Ufer des Flußes anlangte, leuchtete der Vollmond weiß, und schwarz und scharf fielen die Schlagschatten der spitzen Lannenkegel auf die silbernen Wiesen.

Bald gewahrte der Alte Dumítru's Feuer, ging hin und fand auch Jéne Jenésku dort. Der lächelte seinem Pfleger zu: „Mir geht es besser, Vater, und Dumítru war nun lange genug allein.“

Da ließ sich der Mönch ein wenig bei den Beiden nieder. Ab und zu schürten sie die Glut und schwiegen freundschaftlich. Es war eine große Ruhe über ihnen, wie sie die Stunde bringt, in der die Sterne aufblinken, wohl deshalb, weil der Mensch dann einen Blick in die Unendlichkeit tun darf, weiter sehen darf als seine eigene Welt, und die Gesetze jener ungeheuren Kraft, die alle Welten denkt und lenkt, in leuchtender Schrift am Nachthimmel lesen darf. Freilich war die Ruhe verschiedener Art in den Seelen der drei Männer. Den Alten machten die Kämpfe der Menschen an Gott nicht mehr irre. Und die Jungen hatten so schwer gekämpft und gelitten, daß ihre Jugend jetzt wieder ihr Recht forderte, ihr Recht auf Hoffnung. Denn sie waren echte Söhne des Volkes, das von sich selber sagt: „Der Rumäne hat sieben Seelen!“ Er hat sieben Seelen und zwei große Verbündete: Wald und Berge.

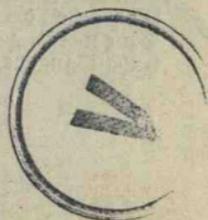
Nach einer Weile sprach Vater Baršanúfie: „Seht, ich habe mir so gedacht: dem Sludjér Tudor ist es ergangen wie Moses. Er war ein Mann Gottes, doch als er einmal menschlich fehlte, strafte ihn der Herr dafür, und ließ ihn das gelobte Land, in das er sein Volk führte,

nicht betreten. Ihr aber, meine Söhne, kennt jetzt den Weg dahin."

Und die Worte fielen auf guten Boden.

Schluß des zweiten Bandes.

Bucura Dumbrava.



Außerdem erschien in obigem Verlag:

Der Haidud

Roman von Bucura Dumbrava.

3. Auflage.

Brosch. M 6.—. Geb. M 7.—.

Obiger Roman, zeitlich den Geschehnissen im „Pandur“ unmittelbar vorhergehend, bildet die erste Abtheilung der die Geschichte Rumäniens behandelnden Romansammlung „Wogenbrecher“.

Ernst Jahn sagt darüber in den „Münchener Neuesten Nachrichten“: „Die Verfasserin verfügt über einen Pinsel mit flam-menden Farben. Ein förmliches Lobern ist in ihrem Buch. Es geht von dem Lande aus, das nachthastigen Wald, zerklüftete Berge, glühende Tage und wundersame, feierliche Abende hat, von dieses Landes Geschehnissen, von seinen Bewohnern, ihrer Qual, ihrem Schmerzensschrei und ihrem Zorn; es geht aus von Janu Jianu und von den drei herrlichen Frauen, deren Geschehnisse mit dem seinen verflochten sind.“

Bucura Dumbrava's Buch ist ein schönes und gutes Werk voll kulturhistorisch wertvoller und interessanter Bilder. Es ist ein Buch, welches denen, die darnach greifen, das Herz schneller schlagen lassen wird. Möchten viele seine Stärke erproben.“

Paul Lindenberg: „„Der Haidud“ ist ein Meisterwerk!“

Ricarda Huch in „Die Zeit“: „Das Buch bietet fast auf jeder Seite Ergreifendes und Schönes.“

Adam Karillon nennt den „Haidud“ eines der schönsten Bücher, die erschienen sind, und sagt: „Zu Homer und Schafespeare muß man zurückgreifen, wenn man den Verfasser mit irgend einem Autor vergleichen will. Was der Wald rauscht und die Bäche singen, das klingt aus diesen wunderbaren Schilderungen uns melodisch entgegen.“

Maria Janitschek: „Ein einziges Kapitel aus Bucura Dumbrava's Buch, z. B. die Mondnacht, die Janu auf dahinrasendem Roß durchlebt, würde genügen, um in der Verfasserin eine Dichterin von ungewöhnlich hoher Begabung erkennen zu lassen.“

Hans Nordack im „Völkland“: „Ein episches Meisterwerk! Dies Buch macht einem das Herz warm und weit, ein vollsaftiger Genuß!“

Prof. Dr. E. Keller in „Frankfurter Nachrichten“: „„Der Haidud“ ist ein glänzendes, mit echtem Dichterblick geschautes und aus einer Feuerseele strömendes Werk, das durch den naheliegenden Vergleich mit Maurus Jolai nicht erledigt werden kann. Dazu ist es zu gut, zu eigenartig.“ (Folgt eingehende spaltenlange Inhaltsangabe.)

M. Herbert: „Das Erstlingswerk einer jungen Verfasserin! Und ein tech-
nisches Meisterwerk! Das will viel heißen. Dazu ist es ein historischer
Roman, denn er schildert das Rumänien vor nun hundert Jahren, das unter grie-
chischer Oberhoheit schmachtende Land; es schildert die geknechteten und ausgepreßten
Bauern, das Treiben der grausamen Arnauten, es schildert mit farbenstreichendem
Stift das häusliche und gesellschaftliche Leben der rumänischen Bojaren und das der
Türken und Griechen. Der Held des Buches ist der zum Haiduden gewordene
rumänische Adlige Janfu Jianu, dem das heiße Herz das Racheschwert für sein miß-
handeltes Volk in die Hand drückt. Eine Fülle von Gestalten drängt sich uns
entgegen — alle scharf — wenn auch mehr oder minder flüchtig gezeichnet. —
Gezeichnet, wie Goya es tat, gezeichnet, wie Menzel es
konnte, mit unerforschlicher Frische und origineller Aus-
drucksfähigkeit. Faszinierende Szenen, Krieg, Blut, Mord, gewaltige glutige
Naturschilderungen, dunkle Gemälde voll Nacht, Elend und Melancholie — zwischen
funkelnder Esprit und guter Humor, flammende Leidenschaft. Nirgends große psycho-
logische Vertiefung — aber fortreibende Handlung — ein Buch, geschrieben
für Männer, Soldaten und mutige Frauen. Die Mahnung:
„Gebt der Kunst einen Inhalt“ ist hier befolgt.“

Aug. Niemann: „Ein Roman, der in seiner Art ganz einzig
dasteht. Er ist gleichsam mit feurigem Griffel geschrieben; eine Leidenschaft lebt
darin, die man mit vulkanischem Glühen vergleichen kann.“

Heinrich v. Schüller, Wien: „Kraft ist der Grundzug dieses tüchtigen,
sympathischen Buches und milde Schönheit gibt ihm die Weihe.“

Bertha v. Suttner: „Der Roman ist mit großartiger Verbe ge-
schrieben.“

Aug. Sperrl, Schloß Trausnitz: „Die Rumänen können stolz sein
auf diesen HeroId ihres Volkstums.“

Fr. W. v. Desteren: „.... Man darf ihr (Bucura Dumbrava) unbedenklich
den Ehrentitel eines rumänischen Maurus Jofai zuerkennen.“

L. von Strauß und Torney im „Hannover'schen Courier“: „.... Wenn dieser
Roman zum einen Teil in rumänischem Boden wurzelt, so hat er ebensoviel dem
Deutschtum zu danken. Seine Verfasserin ist Rumänin, aber von deutscher Bildung
und Erziehung, und sie hat ihr Buch in deutscher Sprache geschrieben. Vielleicht ist
es gerade das fremdnationale Element in ihr, das es ihr ermöglicht, bei aller Aus-
drucksgewandtheit doch die deutsche Sprache mit einer eigentümlichen Neuheit und
Frische zu handhaben, die ganze ursprüngliche Farbigeit jedes einzelnen Wortes
zu sehen, die im achtlos vertrauten Gebrauch so leicht abgegriffen und abgeschliffen
wird. Ihre Worte sind alle greifbare farbige Realitäten, sie
geben Bilder, Dinge, Tatsachen und zerfließen nie und nirgends in blasse Stimmung
oder Seelenschilderung. Und darum hat auch dieses ganze Buch etwas
Farbiges, Wirkliches, Kräftiges, das es zwischen unseren modernen
psychologischen Romanen stehen läßt wie einen rotbadig derben Landbuben zwischen
blutlos feinen, gepflegten, frühflugen Großstadtkindern.“

Wir haben es heute verlernt, uns einfach Geschichten erzählen zu lassen, wir
sind künstlerisch zu gebildet dazu geworden. Aber steckt nicht Anfang und Ende aller
Kunst schließlich doch in dieser naiven gesunden Kinderfreude am farbigen Geschehen,
am Reichtum des Lebens? Müssen wir nicht immer wieder zu diesem festen Erdboden
unter den Füßen zurückkehren, wenn wir uns nicht in lauter Verstiegheiten ver-
lieren wollen?

Viel von dieser naiven Freude steckt in diesem rumänisch-deutschen Roman, und
ein starker künstlerischer Instinkt, der das vielfache bunte Leben zur Einheit des
Kunstwerks zusammenfaßt. Und das ist die Wohltat, die solche Bücher ihrem Leser
erweisen, daß sie etwas von dieser halbvergessenen Kinderfreude in ihm wieder auf-
wecken und den nach innen vergrübelten Blick einmal wieder auf ein prächtiges,
farbig bewegtes Draußen lenken.“

Der Zirkel in Wien:

„Mit Meisterschaft ist da der epische Franz geflochten aus den zahllosen Liedern und Legenden über den schönen, jungen Helden Jancu Zianu, der seine Empörung über die Niedertracht und feige Grausamkeit, mit der die von der Pforte eingesetzten griechischen Statthalter und Beamten zu Beginn des vorigen Jahrhunderts sein Volk bedrückten, ausfaugten, vergewaltigten, in Elend, Schmach, Jammer und Verzweiflung trieben, als König der Wälder, als rächender Haiduck anstößt und den Bedrängten hilft, wo er helfen kann, über ungezählte Leichen der gemeinen Bedränger hinweg. Es ist selbstredend viel Lyrik und Romantik in dem Buche, viel Landschafts- und Sittenschilderung. Aber auch darin bewährt sich der Autor als Meister. Er hat dieses Werk künstlerisch der Handlung, die den Leser gebannt hält, so verwoben, daß es nur zur Steigerung des Genusses beiträgt. Kein Wort des Lobes ist zu stark für dieses Werk eines echten Dichters.“

-
- Garmen Sylva, Geflüsterte Worte. Den Schlaflosen gewidmet. I. Teil. 4. Aufl. Einf. gbd. M 2.80, eleg. gbd. in Ganzleder M 4.—.
- Garmen Sylva, Geflüsterte Worte. Den Schlaflosen gewidmet. II. Teil. 3. Auflage. Einf. gbd. M 2.80, eleg. gbd. in Ganzleder M 4.—.
- Garmen Sylva, Geflüsterte Worte. III. Teil. Insomnia. Einfach gbd. M 2.80, eleg. gbd. in Ganzleder M 4.—.
- Garmen Sylva, Geflüsterte Worte. IV. Teil. Frageland. Einfach gbd. M 1.80, eleg. gbd. in Ganzleder M 3.—.
- Garmen Sylva, Es floßt. 6. Auflage. Geh. M 3.—, eleg. gbd. m. G. M 4.—.
- Garmen Sylva, Unter der Blume. (Rheinweintlieder.) 2. Aufl. Gbd. M 2.—.
- Garmen Sylva, In der Lunca. Rumänische Idylle. (Novelle.) Mit 2quarellen. 2. Auflage. Eleg. gbd. M 4.50.
- Garmen Sylva, Rheintöchter's Donaufahrt. Erinnerungen und Reiseeindrücke. Mit Illustrationen. Kart. M 2.80.
- Dumbrava, Bucura, Der Haiduck. Roman. 3. Auflage. Geh. M 6.—, eleg. gbd. M 7.—.
- Dungern, Otto Frhr. von, Frische Blüten. Lieder. Illustr. v. Aug. v. Meißel. Geh. M 3.50, Kart. M 4.—.
- Morgenstern, Eina, Das Paradies der Kindheit. Lehrbuch für Mütter, Kindergärtnerinnen und Erzieherinnen nach Fröbels System. 6. Auflage. Geh. M 3.—, eleg. gbd. M 4.—.
- Niemann, Aug., Aetherio. Eine Planetenfahrt. Geh. M 3.—, eleg. gbd. M 4.—.
- Paschwitz, Theo von, Markgraf Kasimir. Roman. Geh. M 3.—, eleg. gbd. M 4.—.
- Reichlin, A. von Mesbegg, Regensburger Volksfagen. III. Geh. M 2.50, gbd. M 3.50.
- Reinhardtstötner, Karl von, Vom Baherwalde. 5 kulturgeschichtliche Erzählungen. Geh. M 2.—, gbd. M 3.—.
- Schmidt, Maximilian (Waldschmidt), Heriberts Waldfahrt. Geh. M 3.—, eleg. gbd. M 4.—.
- Thurn, Frz. von, übertünchte Gräber. Roman. Geh. M 4.—, eleg. gbd. M 5.—.
- Wilferth, Ferd., Gedichte. Geh. M 1.—, gbd. M 1.50.
- Wilferth, Ferd., Ehren-Klänge. Vaterländische Dichtungen. Geh. M 1.—.
- Zettel, Karl, Bayern — unser Banner. Ein vaterländisches Buch. III. von E. Zimmer. Eleg. gbd. M 6.—.